

Arend Mihm

Druckersprachen und gesprochene Varietäten

Der Zeugniswert von Bäumlers »Melusine«-Druck (1474)
für eine bedeutende Frage der Sprachgeschichte

Zusammenfassung: Der *Melusine*-Roman des Augsburger Druckers Johann Bämmler von 1474 besitzt für Sprachwissenschaftler einen besonderen Erkenntniswert, weil an ihm zwei Setzer gearbeitet haben, die sich in ihrer Sprache auffällig unterscheiden. Dadurch wird dieser Text zu einem aufschlussreichen Zeugen für die kontrovers diskutierte Frage, welche Rolle dem Buchdruck für die Entstehung einer einheitlichen deutschen Sprache zukommt. Nach der älteren Auffassung ist die Vereinheitlichung der verschiedenen Regionalsprachen vom Buchdruck ausgegangen, nach der neueren haben sich die gesprochenen Prestigesprachen der Regionen im Rahmen der frühneuzeitlichen Modernisierung einander angenähert, wobei der Buchdruck für die Durchsetzung dieser sprachlichen Neuerungen gesorgt hat. Vor diesem Fragehorizont werden die Sprachunterschiede zwischen den beiden Setzern mit dem Verfahren der graphematischen Systemanalyse beschrieben, wobei sich zeigt, dass im vokalischen Bereich 14, im konsonantischen Bereich 15 zum Teil auffällige Sprachkontraste bestehen. Daran wird deutlich, dass weder der Druckherr noch die Setzer die Intention verfolgt haben, eine einheitliche Sprachform zu verbreiten. Umgekehrt lässt sich nachweisen, dass die Setzer bei ihrer Bearbeitung der Vorlage lautsprachliche Muster unterschiedlicher Vorbildvarietäten in den Druck hereingetragen haben. Aus den Ergebnissen ergibt sich daher insgesamt, dass der Buchdruck zu dieser Zeit und wohl auch später nicht der Auslöser für die Sprachvereinheitlichung war, dass er aber durch die Verbreitung der zukunftssträchtigen Innovationen gesprochener Varietäten einen entscheidenden Anteil daran hat.

1 Historische Schreibsprachenforschung im Zeichen der Schriftlinguistik

Die These vom maßgeblichen Einfluss des Buchdrucks auf die Vereinheitlichung der deutschen Sprache, die seit dem 19. Jahrhundert immer wieder diskutiert worden ist,¹ hat in der germanistischen Forschung zunehmend Verbreitung gefunden, seit Virgil Moser in seiner *Frühneuhochdeutschen Grammatik* (1929) sein vielzitiertes For-

1 Schirokauer: Der Anteil des Buchdrucks, S. 323f.

schungsergebnis veröffentlichte, nach dem die Führung in der sprachlichen Vereinigungsbewegung des Deutschen schon bald nach der Etablierung des Buchdrucks von den Kanzleisprachen an die Druckersprachen übergegangen sei.² Fortan habe das Streben der Buchdrucker nach immer größeren Absatzmärkten den »organischen Werdegang« einer hochdeutschen Sprachvereinheitlichung vorangetrieben und an der Wende zum 20. Jahrhundert zur Schaffung der modernen Einheitsprache geführt.³ Mosers Grammatik ist aber eigenartigerweise auch die erste, die den gesprochenen Varietäten einen erheblichen Stellenwert im Gesamtsystem frühneuhochdeutscher Varietäten einräumt, indem sie innerhalb jeder Sprachregion von vier mündlichen Sprachschichten oberhalb der Basisdialekte ausgeht, nämlich

- (1) Hof- und Adelssprachen,
- (2) Kirchen- und Predigersprachen
- (3) Amts- und Ratssprachen und
- (4) Bürgersprachen.

Dabei wird für jede dieser gesprochenen Varietäten auch eine schreibsprachliche Entsprechung angesetzt.⁴ Damit wird im Unterschied zur älteren Literatur die Existenz von gehobenen Sprachlagen, die man soziolinguistisch als »Akrolekte« bezeichnet, ausdrücklich in die sprachgeschichtlichen Bedingungsbeziehungen integriert.

Für die Begründung seiner These von der »führenden Rolle« der Druckersprachen zog Moser allerdings nur zwei schriftliche Varietäten heran, nämlich die Kanzlei- und die Druckersprachen, und setzte dabei schon den Vorgang eines schriftsprachlich gesteuerten Sprachwandels voraus, wie ihn bereits Konrad Burdach mit seiner These vom Sonderweg der neuhochdeutschen Entwicklung konzipiert hatte.⁵ Denn im Unterschied zu den europäischen Nachbarsprachen, in denen die frühneuzeitliche Sprachvereinheitlichung auf mündliche Konvergenzprozesse der Regionalsprachen in Richtung auf die jeweiligen Prestigevarietäten zurückgeführt wird, nahm Burdach für das Deutsche eine Entstehung im Bereich der Schriftlichkeit an, indem er die frühhumanistische Bildungsarbeit und die Ausformung der Prager Kanzleisprache um 1350 als Ausgangspunkt ansah. Eine derartige schriftsprachlich gesteuerte Sprachvereinheitlichung übertrug Moser dann auf die Buchdruckerthese, wobei er davon

² Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 1, S. 2.

³ Moser, Bd. 1, Teil 3, S. 298 f. u. S. 300–303. Gegenargumente und Hinweise auf die ungesicherte Beweislage bei Schirokauer: Der Anteil des Buchdrucks, S. 326–350; Hartweg: Die Rolle des Buchdrucks, S. 1692–1697; Hoffmann: Zur Frage der sprachlichen Progressivität, S. 131 f.; Vorschläge zur Verifizierung der These bei Stopp: Verbreitung und Zentren des Buchdrucks, S. 240–243; Kettmann: Städtische Schreibzentren, S. 69–76. Eine nachdrückliche Verteidigung erfährt Mosers These durch Fujii: Haben Erfindung und Ausbreitung des Buchdrucks zur Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache beigetragen?, S. 177–197.

⁴ Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 3, S. 298 f.

⁵ Burdach: Vom Mittelalter zur Reformation, S. XI–XIII, 21–127; Hartweg / Wegera: Frühneuhochdeutsch, S. 38 f.

ausging, dass die Drucker, um ihren Absatzmarkt zu vergrößern, mit Hilfe großräumigerer Merkmale neuartige Schreibvarietäten erschufen, die dann von den Lesern vermündlicht wurden, sodass sie auch in die gesprochenen Varietäten gelangten.

Bei diesen Überlegungen zog Moser aber nicht in Erwägung, dass auch in Deutschland, ähnlich wie in den europäischen Nachbarsprachen, von den gesprochenen Varietäten oberhalb der Basisdialekte, etwa von den Adels-, Kirchen- oder Patriziersprachen, wichtige Impulse zur Vereinheitlichung der regionalen Varietäten ausgegangen sein müssen. Denn auch hier standen die mobilen Oberschichten der verschiedenen Regionen in engem Kontakt mit den übergeordneten Kulturzentren und näherten sich dem jeweils vorbildlichen Sprachgebrauch an, sodass neue mündliche Ausgleichsvarianten entstanden.⁶ Derartige Annäherungen der gehobenen Mündlichkeit, die in linguistischer Terminologie als ›akrolektale Konvergenz‹ bezeichnet werden, fanden verständlicherweise im Buchdruck eine frühere Aufnahme als in der handschriftlichen Texttradition, weil hier ein direktes wirtschaftliches Interesse an prestigee Sprachformen und an einer Ausweitung des Absatzgebietes bestand. Die ›Fortschrittlichkeit‹ der Druckersprachen wäre in diesem Falle also nicht auf eine sprachschöpferische Leistung der Drucker zurückzuführen, sondern auf ihre unmittelbare Orientierung an den Veränderungen im Sprachwertsystem der gesprochenen Varietäten. Vor diesem Hintergrund stellt sich also die Frage, warum Moser und die älteren Sprachhistoriker sich nicht kritisch mit dieser alternativen Erklärungsmöglichkeit auseinandergesetzt haben, obwohl zahlreiche metasprachliche Nachrichten die Priorität der gesprochenen Innovationen bezeugen.⁷

Eine Erklärung dafür kann das begrenzte Erkenntnisinteresse der älteren Sprachwissenschaft bieten, die ihre Hauptaufgabe in der Beschreibung der phonologischen Gesetzmäßigkeiten und der Rekonstruktion der historischen Dialektzustände sah, während an den überlieferten Schreibsprachen und ihrer spezifischen Funktionsweise ein generelles Desinteresse bestand und man im Einzelfall davon ausging, dass die Prinzipien der modernen Orthographie auch in der Geschichte galten. Diese Vernachlässigung der Schriftlichkeit aber musste nicht nur bei der Analyse und Bewertung der Druckersprachen schwerwiegende Konsequenzen haben, sondern auch bei der Erforschung des akrolektalen Sprachgebrauchs und seiner Auswirkungen auf die Sprachgeschichte. Die Informationen darüber sind nämlich fast ausschließlich in den überlieferten Schreibsprachen enthalten und können nur in der Weise gewonnen werden, dass man zunächst ihre Regelsysteme sorgfältig rekonstruiert und vor diesen die beobachtbaren Neuerungen und Besonderheiten interpretiert. Dass Schriftlichkeit in diesem Sinne ein eigenes Forschungsgebiet darstellt, wurde erst seit 1960 entdeckt und führte schließlich zur Etablierung einer eigenständigen Disziplin der

6 Literatur dazu bei Mihm: Mehrsprachigkeit und Sprachdynamik, S. 30–37.

7 Eine erste Auflistung bei Mihm: Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse, S. 87–91.

Schriftlinguistik, die ihre Aufgabe in der konsistenten Beschreibung geschriebener Sprachformen und deren Einordnung in eine übergreifende Typologie der Schriftsysteme sieht.⁸

Vor dem Kenntnisstand dieser noch relativ jungen Disziplin verdienen insbesondere die älteren Auffassungen über die Funktionsweise der historischen Orthographie⁹ eine kritische Überprüfung. Denn hier stehen sich bereits seit dem 19. Jahrhundert zwei entgegengesetzte Auffassungen gegenüber, deren Unvereinbarkeit schon weitgehend in Vergessenheit geraten ist, sodass sie nicht selten in ein und demselben Handbuch oder bei einem Autor zu finden sind.

Nach der hauptsächlich von der historischen Dialektologie vertretenen Auffassung, die als gegenwärtige Mehrheitsmeinung gelten kann, haben die Schreibsprachen bereits im Hochmittelalter einen Prozess der Fossilierung durchlaufen und konservieren dementsprechend ähnlich wie die englische Orthographie den Lautstand vergangener Epochen. Traditionelle Schreibkonventionen ohne direkten Lautbezug hätten sich damals bereits wie eine dichte Decke über die historische Mündlichkeit gelegt, sodass keine kontinuierliche Beziehung zur gesprochenen Sprache besteht und allenfalls aus Fehlschreibungen und Hyperkorrekturen Hinweise auf die historische Mündlichkeit gewonnen werden könnten.¹⁰

Die historischen Standardgrammatiken des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen gehen dagegen bis heute davon aus, dass die mittelalterlichen Schreiber das Lateinische als Erstschriftsprache erworben hatten und mit Hilfe der lateinischen Graphie-Laut-Korrespondenzen die volkssprachliche Lautlichkeit paraphrasierten. Noch für das Frühneuhochdeutsche wird diese Auffassung mit Nachdruck von Herbert Penzl (1984) vertreten, wenn er schreibt: »Während der mhd. und frühnd. Periode konnten fast alle, die auf deutsch schrieben, gleichzeitig auch lateinisch schreiben, also bleiben wie im Ahd. die Lautwerte der lateinischen Buchstaben der Ausgangspunkt für die Wiedergabe der deutschen.«¹¹

Versucht man diese Auffassungen in die Typologie einzuordnen, die an den modernen Orthographien Europas entwickelt wurde und die eine Skalierung zwischen den Polen ›flach‹ (phonemisch) und ›tief‹ (morphophonemisch) vorsieht, so kann das nur teilweise Erfolg haben. Nach der ersten Auffassung würde die historische Orthographie in die Gruppe der tiefen Orthographien gehören, wie sie das Englische und

⁸ Glück: Metzlers Lexikon der Sprache, S. 593 f.; Dürscheid: Einführung in die Schriftlinguistik, S. 13–21.

⁹ Der Begriff ›Orthographie‹ wird hier wie von der antiken und mittelalterlichen Fachliteratur für die Regelsysteme historischer Schreibsprachen verwendet, und zwar parallel zum Terminus Schriftsystem. Die Regelsysteme einzelner Schreiber, die die Grundlage für die Rekonstruktion größerer orthographischer Zusammenhänge bilden, werden als Schreibsysteme bezeichnet.

¹⁰ Diese Auffassung wird in acht verschiedenen Artikeln der 2. Auflage von Besch u. a.: Sprachgeschichte vertreten (Nr. 17, 78, 87, 97, 107, 118, 137, 168).

¹¹ Penzl: Frühneuhochdeutsch, S. 40.

Französische vertritt. Diese Zugehörigkeit hätte allerdings weitreichende und bisher kaum berücksichtigte Konsequenzen für die Buchdruckerthese und insgesamt für die These von der schriftgesteuerten Sprachvereinheitlichung. Denn ein auf traditionellen Schreibkonventionen ohne direkten Lautbezug beruhender Orthographietyp kann ähnlich wie im Englischen weder die Lautsprache transportieren noch einen Lautwandel verursachen.

Nach der zweiten Auffassung wäre die historische Orthographie gar nicht mit den modernen zu vergleichen, sondern gehörte zum besonderen Typ der Umschrift, der immer dann vorliegt, wenn eine Sprache nach den Regeln einer vorher beherrschten Erstschriftsprache verschriftlicht wird.¹² Auch nach dieser Auffassung müsste die These von der schriftgesteuerten Sprachvereinheitlichung zumindest als fraglich gelten. Denn Umschriften weisen in der Regel eine beträchtliche Variabilität auf und streben nur selten das 1:1-Verhältnis zwischen graphematischen und phonemischen Einheiten an, das eine problemlose Steuerung der Aussprache durch die Schrift ermöglicht, wie das an den flachen Orthographien des Finnischen oder Italienischen ersichtlich ist. In Hinblick auf das Verhältnis von gesprochenen Varietäten zur Druckersprache könnte dieser Orthographietyp die Priorität der mündlichen Innovationen begünstigen, da Umschriften sich immer an der Lautlichkeit gesprochener Vorbildsprachen orientieren.

Eine Entscheidung zwischen diesen entgegengesetzten Auffassungen, die nur auf empirischem Weg gewonnen werden konnte, wurde erst durch die Entstehung der historischen Graphematik möglich, die mit strukturalistischen Methoden die Regelsysteme der historischen Orthographien zu entschlüsseln versucht.¹³ Dabei wurde schon bald ein Verfahrenskanon entwickelt, mit dem sich die Korrespondenzen zwischen den graphischen Elementen und den Einheiten der phonologischen, morphologischen und syntaktischen Sprachebene beschreiben ließen. Schon früh wurde auch der schreiberseparierende Untersuchungsansatz als obligatorisch betrachtet, da noch bis ins 18. Jahrhundert die Regelsysteme parallel tätiger Schreiber so stark

¹² Weitere Beispiele für Umschriften aus dem deutschen Sprachbereich bieten etwa die in hebräischen Schriftzeichen überlieferten jiddischen Texte und die auf der Basis der nhd. Orthographie verschrifteten Dialektgedichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

¹³ Als Pionierzeit der historischen Graphematik können die Jahrzehnte zwischen 1965 und 1985 gelten, wobei Fleischer: Strukturelle Untersuchungen, S. 5–18 das Verdienst zukommt, zuerst die funktionale Vollwertigkeit der historischen Orthographien erkannt zu haben. Zu den Leistungen der verschiedenen Autoren und Untersuchungen bei der Entwicklung der graphematischen Methodik Elementar: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen, S. 42–49; Elementar: Prinzipien und Motive des Schreibens, S. 22–26. Am Ende dieser Phase war bereits ein Forschungsstand erreicht, der es Glaser: Graphische Studien zum Schreibsprachwandel ermöglichte, die Schreibsysteme von vier Augsburger Kanzleischreibern in Hinblick auf ihre Graphieninventare und Lautzuordnungsregeln qualitativ und quantitativ zu beschreiben und damit die Besonderheiten und Übereinstimmungen der einzelnen Schreibsysteme präzise zu bestimmen.

voneinander abweichen konnten, dass eine zusammenfassende Beschreibung ihre orthographischen Prinzipien unsichtbar machte.¹⁴

Aufbauend auf diesem graphematischen Forschungsstand wurde 1994 an der Universität Duisburg ein DFG-gefördertes Graphematikprojekt begonnen, das sich das Ziel gesetzt hatte, die diachronische Entwicklung der orthographischen Systeme vom Hochmittelalter bis ins 17. Jahrhundert zu beschreiben und zugleich die Voraussetzungen zu schaffen, um die widersprüchlichen Auffassungen der älteren Forschung über die Funktionsweise der historischen Orthographie zu klären.¹⁵ Dabei ergab sich zunächst aus einer vergleichenden Analyse von zehn subsequenten Schreibsystemen, die zwischen 1330 und 1630 in der Stadt Duisburg verwendet wurden, dass die Schreiber in der Regel nicht die bei ihren Vorgängern üblichen Wortschreibungen übernahmen oder ihr Graphieninventar nachahmten, sodass sich auch keine Entstehung einer lokalen Schreibtradition feststellen ließ.¹⁶ Daraus zog Michael Elmentaler (2003) den Schluss, der inzwischen auch durch Untersuchungen aus anderen Regionen bestätigt wurde, dass die Annahme eines damals geltenden tiefen Orthographietyps, der auf der Basis konventioneller Schreibungen ohne direkten Lautbezug operierte, nicht aufrecht zu halten ist.¹⁷ Demgegenüber bestätigte sich die These, dass die damaligen Schriftsysteme auf dem Orthographietyp der Umschrift beruhten. Denn an allen vier Untersuchungsorten (Duisburg, Essen, Köln, Venlo) waren nebeneinander sehr verschiedenartige Graphemsysteme in Gebrauch, die etwa den vokalischen Lautbereich in sieben bis zwölf Klassen gliederten und dafür jeweils unterschiedliche Kriterien verwendeten, sodass die gegenseitige Lesbarkeit nur durch die gemeinsame Verfügung über die Graphie-Laut-Zuordnungsregeln der lateinischen Erstschriftsprache verständlich wird.¹⁸

14 Kettmann: Die kursächsische Kanzleisprache, S. 299.

15 Das Projektmaterial wurde im Nordwesten des Sprachgebiets erhoben, vor allem im Rheinmaasländischen und Ripuarischen. Bevorzugte Ortspunkte waren Duisburg (Elmentaler: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen, S. 49–51), Essen, Venlo (Weber: Venlo – Duisburg – Essen, S. 17–28) und Köln (Mihm: Sprachwandel im Spiegel der Schriftlichkeit, S. 171–190, S. 193–216, S. 231–263).

16 Die durchaus bestehenden Gemeinsamkeiten zwischen den zehn Schreibsystemen gehen vor allem darauf zurück, dass sie sich auf die gesprochene Patriziervarietät ein und derselben Stadt beziehen, nicht aber auf orthographische Gemeinsamkeiten. Nur durch solche wäre die Annahme einer Kanzleitradition zu begründen.

17 Dem entsprechen auch neuere Untersuchungen, die keine Evidenz für die Gültigkeit eines morphematischen Schreibprinzips vor 1500 erbringen konnten. Mihm: Zur Geschichte der Auslautverhärtung, S. 133–206; Ruge: Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen, S. 118–137, 233–261.

18 Die Differenzen zwischen den Graphemsystemen werden deutlich in den Darstellungen bei Elmentaler: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen, S. 351–373 und Mihm: Sprachwandel im Spiegel der Schriftlichkeit, S. 243–248.

Da alle Ergebnisse des Duisburger Projektes auf Sprachmaterialien des Nordwestens beruhten, wurde in den Jahren 2009/10 zur Überprüfung des Gültigkeitsbereichs das Vergleichsprojekt »Alemannische Schreibsysteme« durchgeführt, bei dem auf bereits vorhandene Materialien der Universität Freiburg zurückgegriffen werden konnte.¹⁹ Ausgewertet wurden dabei 50 Schreibsysteme von lateinkundigen Schreibern, die in 19 verschiedenen Klöstern des Oberrheingebiets zwischen 1300 und 1450 an der Niederschrift von Heberegistern beteiligt waren. Diese Untersuchungen bestätigten in den wesentlichen Punkten die Duisburger Projektergebnisse und brachten darüber hinaus eine erhebliche Wissenserweiterung hinsichtlich der Umschriften. Der große Variationsspielraum, der sich den Schreibern durch die gemeinsame Verfügung über die Zeichen der lateinischen Erstschriftsprache eröffnete, wird vor allem an den wechselnden Graphieninventaren sichtbar, bei denen keiner der 50 Schreiber mit einem anderen übereinstimmte. Das Prinzip der Umschrift erlaubte es, nebeneinander verschiedene Stilrichtungen zu verwenden, wobei etwa ein »reicher Stil« zwischen 43 Vokalgraphien differenzieren konnte, während ein »strenger Stil« mit 13 Vokalgraphien auskam. Das ließ zugleich erkennen, dass schriftliche Vorlagen und Muster noch eine geringere Rolle spielten, wohingegen die Lautlichkeit der Vorbildvarietäten einen großen Einfluss hatte. Besonders deutlich wurde das an der Übernahme von kontextspezifischen Lautnuancen oder sogar prosodisch bedingten Lautmustern, die sich aufgrund der Graphiendistribution in Texten des reichen Orthographiestils nachweisen ließen.

Diese Befunde, die in der Forschung noch weitgehend unberücksichtigt sind, kennzeichnen die Lage der volkssprachlichen Schriftlichkeit unmittelbar vor der Epoche des Buchdrucks. Sie zeigen, dass zu jener Zeit die Schreibsprachen noch offen dafür waren, lautliche Neuerungen der gesprochenen Varietäten aufzunehmen, umgekehrt aber wegen ihrer Variabilität kaum einen schriftgesteuerten Sprachwandel bewirken konnten. Für die Buchdruckersprachen und die Frage nach ihrer Rolle beim Vereinheitlichungsprozess der deutschen Sprache wird damit eine wichtige Voraussetzung deutlich, die zugleich eine Hilfestellung für eine empirisch basierte Lösung dieses Problems bieten kann. Dementsprechend müssen hinsichtlich der Druckersprachen zunächst zwei grundlegende Fragen geklärt werden, nämlich:

Wie lange haben die Druckersprachen den Einflüssen gesprochener Varietäten offen gestanden und von welchem Zeitpunkt an kann man die Orientierung an lautlichen Neuerungen der Prestigesprachen ausschließen?

¹⁹ Es handelt sich um die Urbargrammatiken, die um 1960 unter der Leitung von Friedrich Maurer zur Vorbereitung des Südwestdeutschen Sprachatlases erarbeitet worden waren. Mein herzlicher Dank gilt Herrn Kollegen Konrad Kunze, der mir die Materialien zugänglich machte und mir ihre Entstehungshintergründe erläuterte. Eine Veröffentlichung der Projektergebnisse ist für 2012 vorgesehen.

Inwieweit liegt den Druckersprachen noch der historische Orthographietyp der Umschrift zugrunde und wann vollzog sich der Übergang zur modernen Orthographie mit fester Wortschreibung, der einen schriftgesteuerten Wandel der Lautsprache ermöglichte?

Diese Fragen können im Folgenden zwar nur am Beispiel eines einzigen Druckes behandelt werden, doch sollen dabei die prinzipiellen Aspekte im Mittelpunkt stehen.

2 Zur graphematischen Analyse von Bäumlers »Melusine«-Druck (1474)

Die Schreibnormen und Verfahrensweisen der Textvervielfältigung, die in der Phase des handschriftlichen Schreibens entstanden waren, haben sich seit Verbreitung des Buchdrucks tiefgreifend verändert, sodass unter den modernen Orthographien die gedruckten Texte eine Leit- und Steuerungsfunktion für die gesprochenen Varietäten übernehmen können und es umgekehrt nicht mehr möglich ist, dass Prestigelautungen gesprochener Varietäten Eingang in die Druckersprachen finden. Wann und in welcher Weise sich dieser Wandel vollzogen hat, ist jedoch noch ungeklärt, und es gilt als offene Frage, ob nicht schon der erste Übergang zum gedruckten Medium eine Änderung des Schreibsprachgebrauchs mit sich gebracht hat. Ein früher Einfluss der Druckersprachen auf die allgemeine Sprachentwicklung wird etwa durch die umfangreiche Untersuchung von Akihiko Fujii zur Augsburger Offizin Günther Zainers nahe gelegt,²⁰ in der 18 Drucke aus der Zeit zwischen 1471 und 1478 einer intensiven sprachlichen Analyse unterzogen werden. Dabei wendete er erstmals das für die Handschriftenforschung obligatorische Verfahren der Schreiberseparierung in analoger Weise auf den Buchdruck an und entwickelte eine Methode zur Unterscheidung der an einem Werk beteiligten Setzer, die ihn zu der beträchtlichen Zahl von über 25 beteiligten Setzern führte. Angesichts dieser großen Textmenge musste er sich bei der Auswertung allerdings auf einen Katalog von zehn graphematischen und morphologischen Variablen beschränken, der nicht auf die Charakterisierung von Orthographietypen angelegt war.

Im Folgenden wird demgegenüber von einem komplementären Ansatz ausgegangen, bei dem nur ein einziger Druck als Materialbasis dient, der dann im Sinne einer Mikroanalyse mit jenen graphematischen Untersuchungsverfahren ausgewertet wird, die auch bei dem Duisburger Graphematikprojekt und dem Projekt »Alemannische Schreibsysteme« verwendet wurden. Ausgewählt wurde dazu der von Johann Bämeler

²⁰ Das wird vor allem im Untersuchungsresumée deutlich, Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 222–224.

1474 in Augsburg veröffentlichte *Melusine*-Roman (Bämmler-1474),²¹ der in einem genuinen Zusammenhang mit der frühen Augsburger Druckertradition steht, die damals eine zentrale Funktion für den deutschsprachigen Buchdruck innehatte und deren Sprachform noch 1508 als die verständlichste in ganz Deutschland angesehen wurde.²² Der in zwei Exemplaren überlieferte Text stellt für die orthographiebezogene Fragestellung ein besonders wertvolles Zeugnis dar,²³ weil an ihm zwei Setzer gearbeitet haben, die sich in ihren Schreibsystemen deutlich unterscheiden. Von den

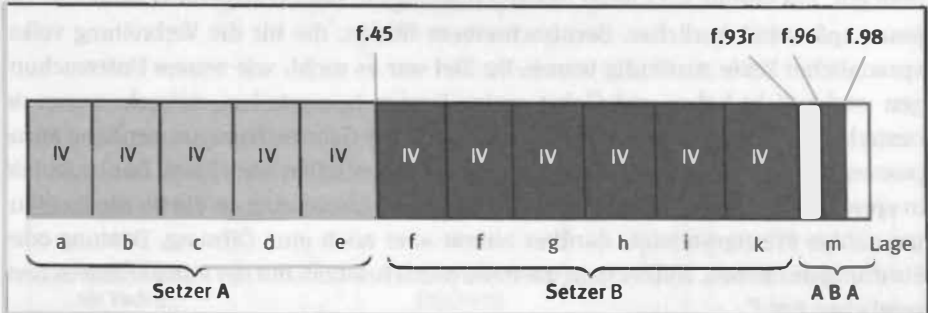


Abb. 1: Der Setzerwechsel in: *Melusine*, Augsburg: Johann Bämmler, 1474

zwölf Lagen des Buchblocks (mit 99 bedruckten Folioblättern) gehen die Lagen a bis e auf den Setzer A zurück, die Lagen f bis l auf den Setzer B. Die Arbeit an der letzten Lage m haben sich die Setzer in der Weise geteilt, dass A die 3 Außenbögen des Quartios übernahm, B den Innenbogen.²⁴ Für die Kontrastierung des Orthographiestils

21 Zur »Melusine«-Überlieferung insgesamt und zur Stellung von Bämmlers Veröffentlichung unter den frühhd. Drucken Rautenberg: *Melusine*, S. 61–100.

22 So empfiehlt der Buchhändler Johannes Rynmann von Öhringen für Druckwerke die »Augsburger Sprach, die da vnder andern teütschen zungen gemainlich für die verstentlichste genommen und gehalten wirt.« Zitiert nach Künast: *Entwicklungslinien des Augsburger Buchdrucks*, S. 5. Dazu auch Künast: *Auff gut verstentlich Augspurger Sprach*, S. 9–15. Zur Geschichte der Augsburger Druckersprache Stopp: *Das in Augsburg gedruckte Hochdeutsch*, S. 151–172; Graser: *Die Zusammenstellung und Auswertung eines Korpus zur Augsburger Druckersprache*, S. 174–187.

23 Die Untersuchung beruht auf dem Exemplar der BSB, das auch als elektronisches Faksimile zugänglich ist. Auf ihm beruht auch die Neuauflage von Müller: *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*, S. 9–176. Gearbeitet wurde mit einer digitalisierten Umschrift, die ich freundlicherweise zu einem großen Teil von Martin Behr aus den Materialien des Erlanger DFG-Projekts »Die Melusine des Thüring von Ringoltingen – Buch, Text und Bild« erhalten habe. Der andere Teil der Umschrift beruht auf dem Faksimile des Münchner Exemplars. Bei der sprachlichen Analyse konnte ich mich auf die Vorarbeiten von Habermann: *Die Sprache der »Melusine«*, S. 101–113 und Behr: *Ausgleichsvorgänge in Druckersprachen*, S. 49–77 stützen.

24 Die bogenweise Aufteilung der letzten Lage scheint nicht zu den bei Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 115 f. ausgeführten Grundsätzen zu passen. Sie zeigt, dass neben

stellt der *Melusine*-Druck daher zwei ausreichend große Korpora zu Verfügung, von denen das A-Korpus ca. 19000 Wörter, das B-Korpus ca. 21500 Wörter umfasst, und die es im Prinzip möglich machen, die graphematischen Differenzen auf allen Ebenen zu charakterisieren.

Bereits ein erster Überblick über die erheblichen schreibsprachlichen Differenzen zwischen beiden Korpora lässt erkennen, dass die Setzer sich nicht wie moderne Setzer der buchstabengenauen Wiedergabe ihrer Vorlage verpflichtet fühlten, sondern einen Gestaltungsspielraum in Anspruch nahmen, den es genauer zu bestimmen gilt. Ein Vorbild für diesen freieren Umgang mit dem Vorlagentext kann man bei jenen spätmittelalterlichen Berufsschreibern finden, die für die Verbreitung volkssprachlicher Texte zuständig waren. Ihr Ziel war es nicht, wie neuere Untersuchungen verdeutlicht haben, möglichst exakte Kopien herzustellen, vielmehr waren sie bestrebt, die überlieferte Vorlage an den aktuellen Gebrauchszusammenhang anzupassen, d. h. vor allem an die Erwartungen der potentiellen Abnehmer. Das bedeutete in sprachlicher Hinsicht eine Modernisierung und Anpassung an die für die Empfänger gültige Prestigevarietät, darüber hinaus aber auch eine Öffnung, Deutung oder Straffung des Textes, sodass man die Rolle des Schreibern mit der eines Dolmetschers verglichen hat.²⁵

Während Schreibern wie Setzern die Sprache der Vorlage physisch in Form eines geschriebenen oder gedruckten Textes zugänglich war, konnten ihnen die sprachlichen Ansprüche ihrer Empfänger nur mental präsent sein, wobei es von großer Bedeutung ist, in welcher medialen Form sie den Setzern vorschwebte. Dabei wäre beim gegenwärtigen Forschungsstand noch mit den beiden verschiedenen Auffassungen über das System des damaligen Schreibens zu rechnen. Unter der noch verbreiteten Annahme einer tiefen Orthographie entnahm der Schreiber/Setzer den Wortbildern auf visuellem Wege ohne Lautierung der Graphien den Sinn und assoziierte ihn mit den visuellen Wortbildern der Empfängersprache,²⁶ sodass man von einem schriftbildgesteuerten Dolmetschprozess sprechen könnte. Unter der Annahme einer lautlich basierten Orthographie orientierte sich der Schreiber/Setzer dagegen an einer auditorisch realisierten Vorbildsprache und setzte deren Laute in Lettern um, was als lautsprachlich gesteuerter Dolmetschprozess zu bezeichnen wäre. Da aber eine tiefe Orthographie durch den gegenwärtigen graphematischen Forschungsstand nicht zu

der Kontrolle des Lagenanfangs und -endes generell auf den Wechsel der Druckerorthographie zu achten ist.

25 Einen Überblick über die Textüberformungen durch mittelalterliche Schreiber bieten die beiden Sammelbände Schubert: *Der Schreiber im Mittelalter* und Besch / Klein: *Der Schreiber als Dolmetsch*. Dabei wurde für das Folgende vor allem der Beitrag von Schubert: *Versuch einer Typologie von Schreibereingriffen*, S. 125–144 zugrunde gelegt. Zu den Vorlagen der Setzer vgl. auch Janota: *Von der Handschrift zum Druck*, S. 126–133.

26 So spricht etwa Besch: *Der Schreiber in vielfältiger Vermittlungsfunktion*, S. 209, von einem »Transferieren in den landschafteigenen Schreibusus« und schließt damit die Orientierung an der Lautlichkeit einer Zielsprache von vornherein aus.

stützen ist und außerdem für den damaligen Leseprozess eine Lautierung der Graphienfolge bezeugt wird,²⁷ wird im Folgenden eine Modellierung für die Tätigkeit des Setzers entworfen, bei der die Textanpassung über eine lautlich-auditorische Vermittlung erfolgt.²⁸

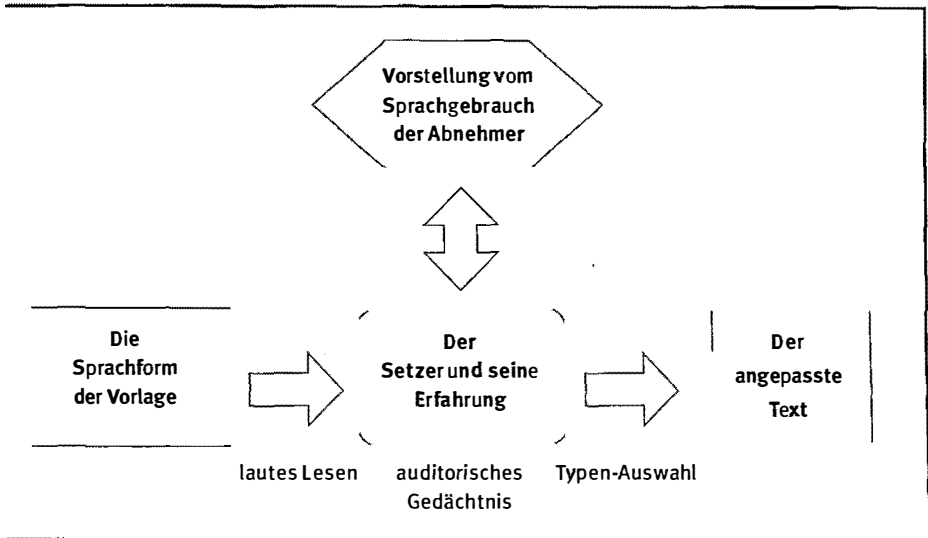


Abb. 2: Modell für den Arbeitsprozess eines Schriftsetzers bei der Textüberführung

Die Vorlage für den geplanten Druck wurde in der Regel vom Druckherrn beschafft, der auch vorgeben konnte, für welchen Abnehmerkreis der Text aufbereitet werden sollte. Die konkrete Anpassung der Vorlage war dagegen die Aufgabe der Setzer, die man damals noch zu den lateinkundigen Gebildeten rechnen muss.²⁹ Bei ihnen sind umfangreiche sprachliche Erfahrungen vorauszusetzen und dementspre-

²⁷ Die neueren Forschungen über den Leseprozess in Antike und Mittelalter behandelt Ludwig: Geschichte des Schreibens, S. 44–52, 95–96. Danach vollzog sich die Sinnentnahme des Geschriebenen damals durch Lautierung der Graphienfolge, wobei den realisierten Lautketten die hörsprachlich bekannten Wörter zugeordnet wurden. Eine visuelle Worterkennung, die gelegentlich für das Lateinische bezeugt wird, war selbst geübten Lesern nur bei hochfrequenten Wörtern mit fester Morphemschreibung möglich.

²⁸ Das Prozessbild folgt in wesentlichen Punkten den Überlegungen von Schubert: Versuch einer Typologie von Schreibereingriffen, S. 130–132.

²⁹ Bildungsgrad der Augsburger Drucker und Setzer bei Künast: Getruckt zu Augsburg, S. 72–77. Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 113, kommt zu dem Ergebnis, dass zur Beschleunigung des Herstellungsprozesses in der Regel zwei Setzer beteiligt waren.

chend auch Vorstellungen von den Bedürfnissen der potentiellen Käufer.³⁰ Insgesamt erfolgte der eigentliche Schriftsatz schrittweise, indem der Setzer ein Wort oder eine Phrase der Vorlage lauterte und den entsprechenden Sinn ermittelte, um ihn dann in die vorgestellte Ausspracheweise der Abnehmer zu übertragen. Dabei musste er die vorbildliche Form eines phonologischen Wortes solange im auditorischen Gedächtnis behalten, bis er die entsprechenden Typen aus dem Setzkasten genommen und in den Winkelhaken gelegt hatte.

2.1 Die orthographischen Stile der Setzer

Wie groß das Interesse des Druckherrn an einer einheitlichen Sprachform des Textes war und welche Freiräume die Setzer bei ihrer Anpassung der Vorlage an den aktuellen Verwendungszweck besaßen, ist bisher wenig untersucht worden. Für die Offizin Zainers hat Fujii eine zunehmende Regulierung der Setzersprachen festgestellt und diese auf den Druckherrn zurückgeführt, ja darin seine druckersprachliche Leistung gesehen.³¹ Dabei konnte er allerdings wegen des großen Korpusumfangs nur wenige Variablen erheben, sodass die Vereinheitlichungsabsicht des Druckherrn, die nur an ihnen sichtbar gemacht werden konnte, auch auf der Repräsentativität dieser Variablen beruht.

Für eine umfassende Beurteilung von Setzerdifferenzen ist es daher wünschenswert, die jeweiligen Schreibsysteme in ihrer Gesamtheit zu charakterisieren und vergleichbar zu machen, wofür das Verfahren der graphematischen Systemanalyse, wie es im Duisburger Projekt entwickelt wurde, ein geeignetes Instrument bereitstellt. Dementsprechend wurden die Korpora der beiden Setzer des *Melusine*-Drucks hinsichtlich ihrer sprachlichen Kontraste möglichst vollständig analysiert, wobei die Frage nach ihrem Aussagewert für die Vorbildsprache des Setzers im Vordergrund stand; weniger interessierten dagegen die lokalen Merkmale der Herkunft, des Ausbildungsortes oder der letzten Wirkungsstätte, die immer auch eine Rolle gespielt haben können.³² Für die Gliederung der Kontraste galten drei Kategorien:

- (1) Differenzen auf der Ebene der Graphe
- (2) Differenzen in der Verwendung von Graphien
- (3) Differenzen zwischen den Graphie-Laut-Zuordnungsregeln (GLZ)

³⁰ Allerdings wird man auch damit rechnen müssen, dass die Vorstellungen von der Empfänger-sprache und der vorbildlichen Varietät des Setzers gelegentlich zusammenflossen.

³¹ Dabei geht er allerdings von einer Chronologie aus, die teilweise nicht durch die Druckdatierung bezeugt wird, sondern von der neueren Forschung sekundär erschlossen wurde. Vgl. Künast: *Wie Sprachwissenschaft und Inkunabelforschung voneinander profitieren können*, S. 232–235.

³² Bei professionellen Setzern hat man davon auszugehen, dass die Zielvarietät eine bedeutendere Rolle spielt als die Spuren ihrer landschaftlichen Herkunft. Zudem hat sich erwiesen, dass die vermeintlichen Herkunftsindikatoren meist mehrdeutig sind (vgl. Meissburger: *Urkunde und Mundart*, S. 54–56).

2.1.1 Differenzen der graphischen Ebene

Unter Graphen werden jene Zeichen verstanden, die keine lautunterscheidende Funktion besitzen. Die Kontraste der Setzer auf dieser Ebene können daher nicht auf eine lautliche Überformung abzielen, sondern gehen in der Regel auf handwerkliche Routinen zurück, die sich im Laufe der Berufstätigkeit ausgebildet hatten.³³ Sie lassen die Möglichkeiten erkennen, die ein damaliger Setzer besaß, um die Vorlagensprache auf einer untersten Ebene zu überformen, was im Folgenden nur exemplarisch angedeutet werden soll. Besonders groß sind etwa die Kontraste bei der Verwendung von Rund-r und Normal-r, wobei teilweise auch die graphotaktischen Regeln differieren. Das Rund-r, das A in 19 % der möglichen Fälle verwendet, steht bei ihm fast nur nach <e> und nach Normal-r, B dagegen setzt es in 32 % der möglichen Fälle, und zwar vor allem in den typischen Positionen, nämlich nach Buchstabenformen mit Rechtsrundung wie , <p>, <o> usw. Auch im Gebrauch der konventionellen Kürzel werden erhebliche Differenzen sichtbar, wobei A generell höhere Frequenzen zeigt als B. So erscheint <vñ> für ›und‹ bei A zu 73 %, bei B zu 53 %. Bei <dz> für ›das‹ ist die Differenz fast ebenso groß (A 49 %, B 30 %). Beim er-Kürzel ist die Gesamtdifferenz zwar wesentlich geringer (A 13 %, B 9 %), doch zeigt sich bei den einzelnen Morphemen ein deutlicher Abstand, so bei ›oder‹ (A 44 %, B 29 %) oder beim Präfix ›ver-‹ (A 38 %, B 17 %). Beim Nasalstrich bestehen die Unterschiede weniger in der Frequenz als in der Positionierung, wobei A etwa bei Doppelnasal den Strich über den Konsonanten setzt, B über den vorangehenden Vokal. Schon diese wenigen Beispiele lassen erkennen, dass auf der graphischen und graphotaktischen Ebene kein Vereinheitlichungsbedarf bestand, sondern die Setzer die Freiheit besaßen, die Druckvorlage nach ihren eigenen Konventionen zu überformen.

2.1.2 Differenzen in der Graphienverwendung

Da Graphien die elementaren Zeicheneinheiten darstellen, die zur Unterscheidung von Lautdifferenzen dienen, ist die vollständige Erfassung für die Charakterisierung des orthographischen Regelsystems unabdingbar. Dazu dient das Graphieninventar, das für jeden Setzer zu erstellen ist und dessen Daten zur besseren Vergleichbarkeit in ein einheitliches Darstellungsschema zu bringen sind.³⁴ Als Muster für die Vokal-

³³ Neuerdings hat Voeste: Orthographie und Innovation, S. 80–99, auf die wachsende orthographische Bedeutung dieser Routinen aufmerksam gemacht. Dabei gewinnen mit der zunehmenden Professionalisierung des Setzerhandwerks vor allem die Ligaturen, die Kürzelverwendung und die Berücksichtigung des Zeilenausgleichs Einfluss auf den Satz.

³⁴ Zur theoretischen Begründung und praktischen Durchführung des Verfahrens vgl. Elemental: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen, S. 89–96.

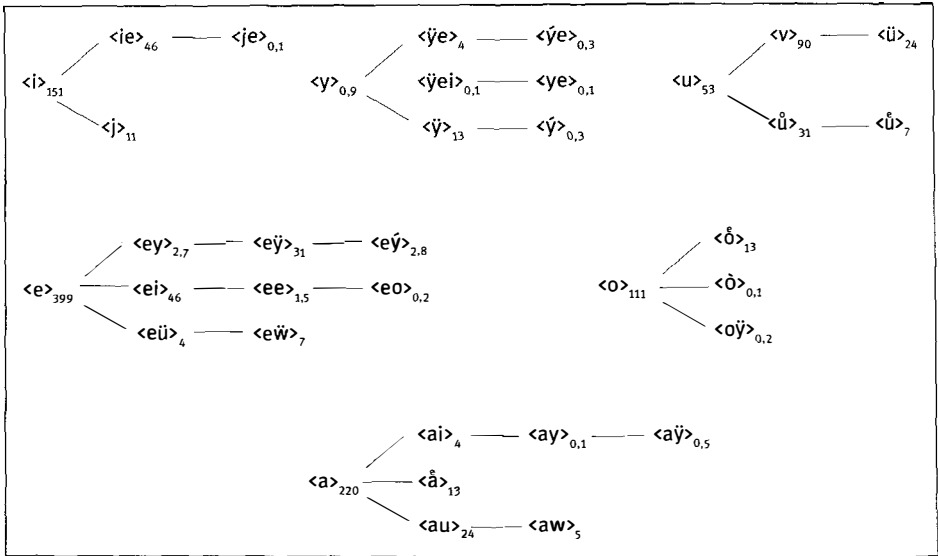


Abb. 3: Das vokalische Graphieninventar des Setzers A in: *Melusine*, Augsburg: Johann Bämmler, 1474

graphien wird auf das Vokaldreieck zurückgegriffen, nach dessen Prinzip die Elementargraphien jeweils auf der linken Seite angeordnet sind. Die Kombinationsgraphien werden je nach ihrem ersten bzw. zentralen Vokalzeichen rechts neben die Elementargraphien gestellt. Die Bedeutung, die einer Graphie im Rahmen des Schreibsystems zukommt, ist durch eine Indexzahl gekennzeichnet, die die Frequenz pro 1000 Wörter angibt.

Da das Inventar für den Setzer B nach dem gleichen Schema wie in Abbildung 3 ermittelt wurde, sind die Übereinstimmungen und Gegensätze der Setzer im Bereich der Zeichenebene unmittelbar erfassbar. So unterscheiden sich die Setzer, obwohl bei ihnen der gleiche Typensatz im Setzkasten gelegen haben wird, insgesamt durch zehn Graphien, wobei A, dessen Inventar insgesamt 36 Einheiten enthält, die Graphien <je>, <ÿei>, <ye>, <ÿ>, <ò> und <ay> bietet, die B nicht benutzt. Das Inventar B mit insgesamt 34 Einheiten enthält zusätzlich die Graphien <eu>, <ew>, <aü> und <oi>. Auch wenn diese Graphien nur selten vorkommen, zeigen sie doch einen zusätzlichen Bezeichnungsbedarf der Setzer an.

Wesentlich aussagekräftiger sind die Kontraste zwischen den Setzern bei der Auslastung der Graphien, weil sie ihre Präferenzen bei der Zeichenauswahl erkennen lassen (Abb. 4). Sie geben damit möglicherweise Hinweise auf deren Motive, denn es wird Gründe geben, warum A die Graphie <ai> 23-mal (69:3 Belege) und die Graphie <â> 13-mal (261:20 Belege) so häufig verwendet wie B und warum die Graphien <y> und <ee> beim Setzer B dreimal (17:51 Belege) bzw. zweimal (30:63 Belege) häufiger vorkommen als bei A. Insgesamt ist den vokalischen Graphieninventaren gemeinsam,

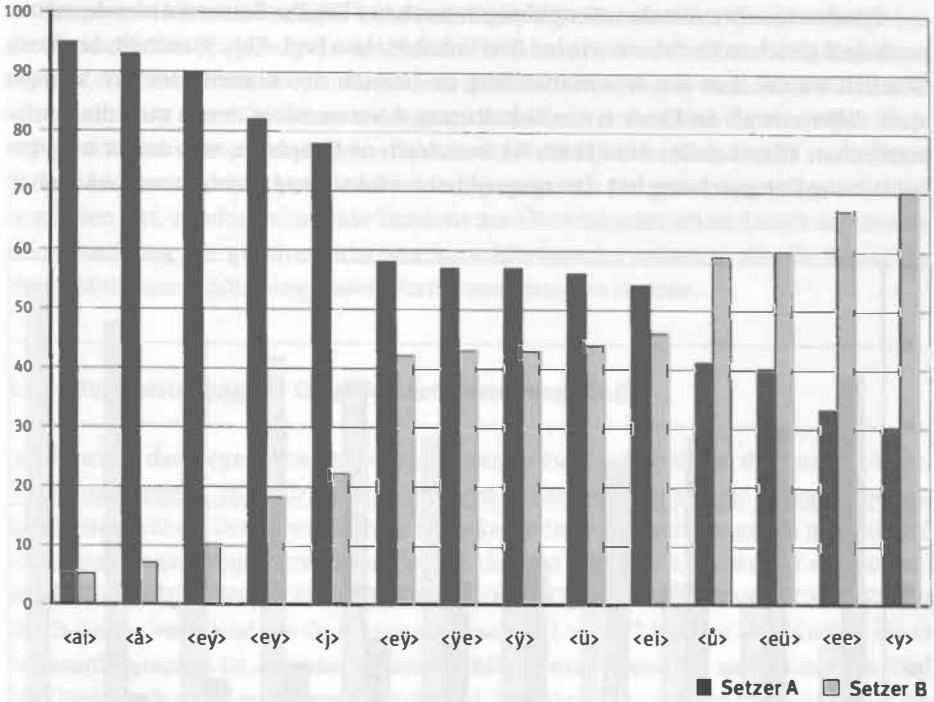


Abb. 4: Vokalgraphien mit hohen Frequenzdifferenzen bei A und B³⁵

dass sie im Vergleich zum System der historischen Lautpositionen,³⁶ für das man 24 Einheiten ansetzt, eine Überdetermination aufweisen, die weit über der der alemannischen Schreibsysteme liegt.³⁷ Grundsätzlich ist daher mit der Möglichkeit zu rechnen, dass die Setzer diese zur lautlichen Differenzierung etwa im subphonematischen Bereich funktionalisiert haben.

³⁵ Die Säulen kennzeichnen die prozentualen Anteile der Setzer an der Gesamtverwendung der Graphie. Sie berücksichtigen nicht die absoluten Frequenzen, von denen jedoch aus den Frequenzangaben in Abb. 3 ein Eindruck zu gewinnen ist.

³⁶ Anstelle des Begriffs ›Phonem‹, der sich für die Moderne durch die Minimalpaaranalyse definieren lässt, werden die lautlichen Einheiten der historischen Sprachstufen, die aufgrund von Lautetymologie, Lautkontext und graphematischer Repräsentation gewonnen wurden, mit dem Begriff ›Lautposition‹ bezeichnet. Dazu Elementaler: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen, S. 97–106. Lautpositionen werden durch geschweifte Klammern bezeichnet; als Bezugsgrößen sind hier die Einheiten des Standardmhd. verwendet, die durch entsprechende Kontextangaben differenziert werden.

³⁷ Nur fünf der 50 alemannischen Schreiber weisen ein vokalisches Graphieninventar auf, das mehr als 30 Einheiten umfasst.

Für den konsonantischen Graphiengebrauch der beiden Setzer wurden Inventare nach dem gleichen Verfahren wie bei den Vokalzeichen (vgl. Abb. 3) erstellt, an denen deutlich wurde, dass der Inventarumfang im Bereich des Konsonantismus weniger stark differierte als im Bereich des Vokalismus. A verwendete, wenn man die konsonantischen Kürzel außer Acht lässt, 43 verschiedene Graphien, von denen nur <gc> bei B keine Entsprechung hat. Demgegenüber umfasst das Inventar von B 44 Einhei-

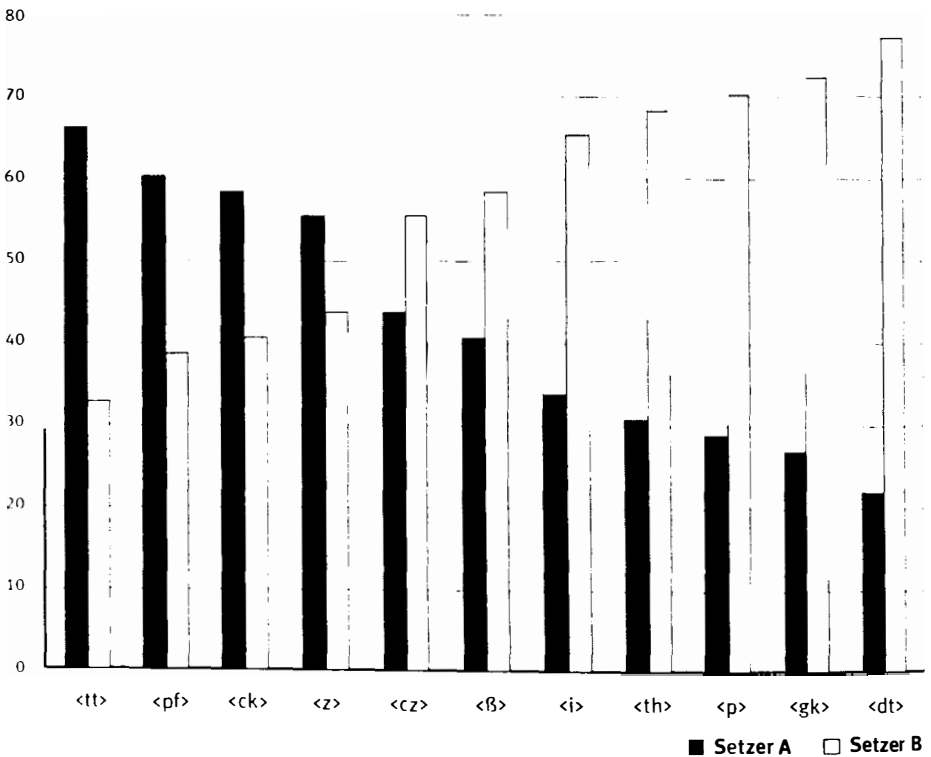


Abb. 5: Konsonantengraphien mit hohen Frequenzdifferenzen zwischen A und B

ten, da es zusätzlich zu A noch die Graphien <bb> und <cc> enthält. Die bedeutendsten Kontraste zwischen den Inventaren gehen auch hier auf die unterschiedliche Frequenz zurück, mit der die Setzer die Graphien verwenden. So erscheint die Graphie <tt> bei A fast doppelt so häufig wie bei B (616:334 Belege), während die Graphien <p> (289:785 Belege), <gk> (20:64 Belege) und <dt> (20:82 Belege) bei B deutlich dominieren, wobei sie das Doppelte bis Vierfache ausmachen. Ersichtlich ist auch, dass die Frequenzunterschiede bei den Konsonantengraphien nicht so groß sind wie im Vokalbereich. Doch auch diese geringeren Differenzen können nicht zufällig sein und verdienen daher eine eingehende Analyse.

Insgesamt können auch die konsonantischen Inventare mit 43 bzw. 44 Graphien als überdeterminiert gelten, da das System der Lautpositionen maximal 30 Einheiten umfasst. Die Inventare der 50 alemannischen Schreibsysteme weisen einen Durchschnittsumfang von 37 Konsonantengraphien aus, nur drei von ihnen zeigen Werte über 45. Das deutet darauf hin, dass in der Frühzeit des Buchdrucks noch keine Entwicklungstendenz zu einer 1:1-Beziehung zwischen Graphien und Lautpositionen bestanden hat, sondern eher eine Tendenz zur Überdetermination. Durch sie aber ist keine Festigung der graphematischen Sprachformen zu erwarten, die die Schrift zu einem Mittel zur Tradierung fester Wortformen machen könnte.

2.1.3 Zur Darstellung der Graphie-Laut-Zuordnung (GLZ)

Das Zentrum des Regelsystems der modernen Orthographie bilden die Graphie-Laut-Zuordnungsregeln, die dort klar definierbare Größen darstellen. Dagegen lassen sich in den frühen Druckersprachen noch keine festen Regeln, sondern nur Bündel komplexer Beziehungen erkennen, wobei ein und dieselbe Graphie auf sieben verschiedene Lautpositionen verweisen kann und umgekehrt eine einzige Lautposition durch sieben verschiedene Graphien repräsentiert wird.³⁸ Für das Verständnis einer Setzerorthographie ist es jedoch unverzichtbar, zumindest ein generalisiertes Bild vom Verhältnis des Graphiengebrauchs zur Lautebene zu gewinnen. Daher wird im Folgenden ein Verfahren gewählt, das nur die Leitgraphien berücksichtigt, d. h. jene Graphien, die mit einer Regelmäßigkeit von über 50 % zur Kennzeichnung einer Lautposition verwendet werden, während zunächst jene Graphienbeziehungen, die nur gelegentlich auftreten, außer Acht bleiben. Zur Darstellung der Lautebene wird dabei ein einheitliches Schema benutzt, das für den Palatalbereich veranschaulicht wird.³⁹ Die Differenzen, die in diesem Teil der Lautebene sichtbar werden, geben Aufschlüsse über das Verhältnis zwischen Druckersprache und gesprochenen Varietäten und sollen daher ausführlicher behandelt werden.

Die schwarzen Umrandungen in Abbildung 6 bezeichnen die Klassen, zu denen die neun palatalen Lautpositionen durch die Leitgraphien zusammengefasst werden, die durch die ovalen Legenden am Rande bezeichnet sind. Dabei gliedert der Setzer B

³⁸ So kann etwa im untersuchten »Melusine«-Druck bei Setzer B die Graphie <ô> auf die sieben Lautpositionen {ö}, {õ}, {o}, {ä'}, {e}, {ü}, {ø} verweisen, die Lautposition {ei} kann durch die sieben Graphien <ei>, <eÿ>, <e>, <eÿ>, <ey>, <cai>, <aÿ> wiedergegeben werden.

³⁹ Die für jene Epoche angesetzten 24 Lautpositionen werden dabei nach dem Prinzip des Vokaldreiecks angeordnet, sodass die Waagerechte nach dem palatalen, zentralen und velaren Artikulationsbereich gegliedert ist, die Senkrechte nach dem Öffnungsgrad. Langvokale und Diphthonge sind dabei in der Kategorie »zweimorig« zusammengefasst und unmittelbar neben der Kategorie »einmorig« angeordnet. Falls für eine Lautposition keiner Graphie die Rolle einer Leitgraphie zukommt, werden die beiden häufigsten Graphien angegeben.

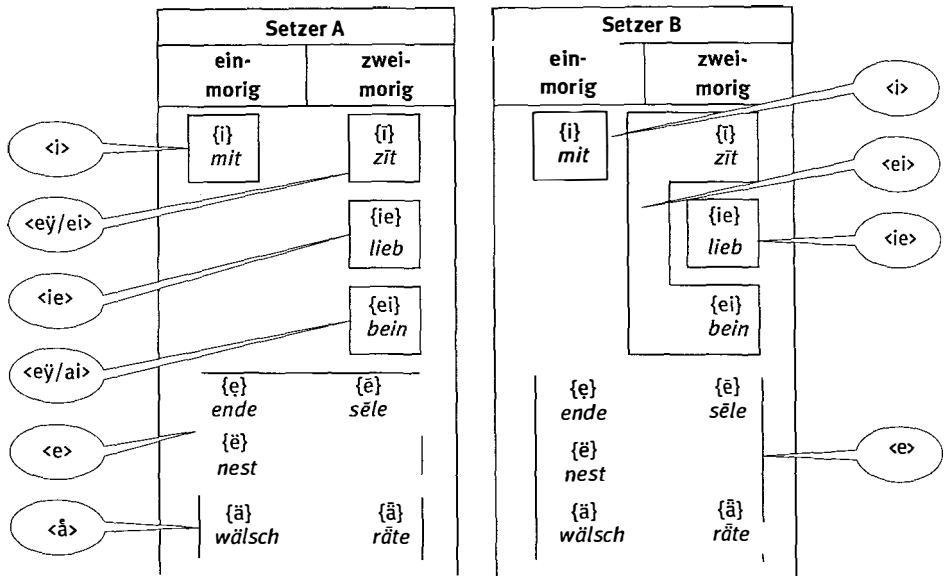


Abb. 6: Die Rasterung des Palatalbereichs der Lautebene durch die Setzer A und B

den Gesamtbereich in nur vier Klassen, indem er die fünf offenen Palatalpositionen {e}, {ē}, {ē}, {ä}, {ā} einheitlich mit der Graphie <e> kennzeichnet. Gleichzeitig gibt er den alten Diphthong {ei} wie auch den neuen aus {i} entstandenen durch die gleiche Graphie <ei> wieder. Setzer A dagegen teilt den Bereich in sechs Klassen auf, indem er die beiden Palatale mit dem größten Öffnungsgrad durch die Leitgraphie <ä> von den drei geschlosseneren e-Positionen trennt. Zusätzlich unterscheidet er den alten Diphthong {ei} durch die Verwendung des Graphienpaares <eÿ/ai> vom neuen aus {i} entstandenen Diphthong, der mit <eÿ/ei> bezeichnet ist. Dieser Kontrast in der Rasterung lässt den Schluss zu, dass in der für A vorbildlichen gesprochenen Varietät bei den e-Lauten zwei Lautklassen hörbar waren, die in der Vorbildvarietät von B zusammenfielen oder als vernachlässigbar galten. Ebenso wird B die Lautwerte des alten Diphthongs {ei} und des neuen aus {i} entstandenen Diphthongs zumindest als so ähnlich wahrgenommen haben, dass sich eine Unterscheidung nicht lohnte, während A Lautdifferenzen gehört haben muss, die er im Druck für markierenswert hielt.

Insgesamt ist bei der Projektion aller Leitgraphien auf die gesamte Vokalebene von 24 Lautpositionen festzustellen, dass der Setzer A den Vokalbereich in 18 Klassen gliedert, der Setzer B in 16. Nach diesem Kriterium wären beide Schreibsysteme als unterdifferenziert zu bezeichnen, da bei Setzer A von den 24 Lautpositionen sechs nicht kenntlich gemacht sind, bei Setzer B sogar acht. Doch sind diese beiden Rasterungen noch als relativ differenziert anzusehen, wenn man sie mit jenen der 50 alemannischen Schreibsysteme vergleicht, da bei ihnen die Vokalebene in acht bis

18 Klassen gegliedert ist, wobei der Durchschnittswert nur 13 beträgt. Gemeinsam ist den Setzern des *Melusine*-Drucks, dass sie die Quantitätsdifferenzen der monophthongischen Lautpositionen nicht berücksichtigen⁴⁰ sowie die Unterschiede im Öffnungsgrad zwischen {e} und {ë}. Ihre Rasterungsunterschiede belegen dennoch deutlich, dass ihnen verschiedene gesprochene Varietäten als Vorbild gedient haben müssen, deren Merkmale damals nebeneinander Eingang in ein und denselben Drucktext finden konnten. Im Absatzbereich der Augsburger Drucker müssen daher mehrere gesprochene Varietäten bekannt gewesen sein, sodass durch ihre parallele Verwendung keine Verständnisschwierigkeiten zu erwarten waren.

2.1.4 Die Zeichenfunktion der komplexen Graphien

Am Beispiel dieser Rasterung lässt sich auch eine methodische Kontroverse diskutieren, die hinsichtlich der Zeichenfunktion der Leitgraphien besteht. Hier gilt einerseits die Auffassung, dass Graphien noch bis in die Zeit der Druckersprachen in einer analogen Beziehung zu den bezeichneten Lautwerten standen und insofern ikonische Funktion hatten.⁴¹ So ist etwa die Graphie <â>, mit der der Setzer A in der obigen Rasterungsgraphik die Palatale mit dem größten Öffnungsgrad bezeichnet, insofern analogisch, als sie im Unterschied zu <e> eine größere Nähe zu den a-Lauten sichtbar macht. Die entgegengesetzte Auffassung, die hauptsächlich von der historischen Dialektologie vertreten wird, geht davon aus, dass die Graphien damals schon fossilisierte Schriftzeichen waren, die den ursprünglichen Lautwert der lateinischen Buchstaben verloren hatten und in symbolischer Funktion beliebige Lautwerte kennzeichnen konnten. So wäre für die in der obigen Rasterungsgraphik behandelten Setzergraphien <eÿ>, <ai> und <ei> ein Lautwert [oa] oder [oi] anzunehmen, da nach Auskunft der Dialektologen im damals gesprochenen Bairischen und Schwäbischen die Lautposition in dieser Weise realisiert wurde, was sich nicht nur Mosers *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, sondern auch die neueste Auflage der *Mittelhochdeutschen Grammatik* zu Eigen machen.⁴²

Diese zweite Auffassung führt bei der graphematischen Untersuchung historischer Texte zu unlösbaren Schwierigkeiten. So müsste, wie an den Rasterungen in Abbildung 6 zu erkennen ist, auch für den aus {i} entstandenen Diphthong der Lautwert [oa] bzw. [oi] angesetzt werden, da die Setzer ihn mit denselben Graphien <eÿ>,

⁴⁰ Die Leitgraphien der Setzer differenzieren nicht zwischen den Lautpositionen {ë} und {ē}, {ä} und {â}, {ö} und {ō}, {o} und {ō}, {a} und {ā}.

⁴¹ Ausführlich zu diesem Problem: Elementaler: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen, S. 19–21, 46–49, 85 f., 318.

⁴² Moser: *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, Bd. 1, Teil 1, S. 171–172; Klein u. a.: Hermann Paul, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, S. 103. Der Lautwert [oa] soll für das Bairische und Westschwäbische gegolten haben, für das übrige Schwäbische der Lautwert [oi].

<ei> kennzeichnen. Dies aber widerspräche allen bisherigen Kenntnissen. Umgekehrt aber müssten die Leitgraphien <eÿ>, <ai>, <ei> als gleichbedeutend gelten, sodass ihre lautdifferenzierende Funktion, die an der unterschiedlichen Kontextdistribution unmittelbar sichtbar wird, nicht berücksichtigt werden dürfte. Geht man daher der Begründbarkeit dieser Auffassung im Einzelnen nach, so wird man feststellen, dass sie vor allem auf der Vermutung angesehenen Dialektologen beruht, nach der diese in den heutigen Dialekten belegten Lautwerte schon im Mittelalter Gültigkeit hatten. Dafür bietet jedoch die überlieferte Schriftlichkeit Schwabens keine gesicherten Belege, etwa in Form von <oa>- oder <oi>-Schreibungen.⁴³ Derartige Belege wären aber zu erwarten, da die damaligen Schreiber in ihrer lateinischen Erstschriftsprache o-Laute regelmäßig mit <o> wiedergaben, sodass Interferenzen kaum vermeidbar gewesen wären. Wenn über mehrere Jahrhunderte keine derartige Schreibung überliefert ist, so spricht das gegen die Existenz von [oa] oder [oi] in der gehobenen Bezugsvarietät, an der sich die Schreiber orientierten. Das belegen auch die zeitgenössischen Orthographielehren. So stellt etwa Johann Kolroß (1530) fest, dass die beiden Vokalzeichen für den Diphthong {ei} so zu schreiben sind, wie man sie ausspricht (»darnach fy dann jr vßsprechen vß dem mund haben«), das heißt in Basel als <ey> und in Schwaben als <ay>. Daraus zieht er den allgemeinen Schluss, dass derartige Laute jeweils so zu schreiben seien, wie es der ortsüblichen Aussprache entspricht.⁴⁴ Die Möglichkeit, dass die Lautungen heutiger Dialekte bereits in den mittelalterlichen Basisdialekten vorhanden waren, ist damit nicht ausgeschlossen, doch ist das für die Interpretation der überlieferten Texte kaum relevant, da Schreiben und Schriftlichkeit sich in allen Kulturen nicht an den unteren Schichten der Mündlichkeit orientieren, sondern an gehobenen, manchmal sogar idealisierten Sprachlagen. Dies alles spricht dafür, dass die Graphienzusammensetzungen damals noch in einem analogischen Verhältnis zum Lautwert standen und damit auch als Indikator für Lautunterscheidungen dienen können.

⁴³ Die Annahme einer derartigen Lautung für das Schwäbische stützt sich nur auf inverse Schreibungen, die einen zu großen Interpretationsspielraum eröffnen. Für das Bairische beruft sie sich für einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren auf zwei Namensschreibungen mit <oa> und wiederum auf »inverse Schreibungen«. Im »Melusine«-Text geht die a-haltige Aussprache von <ai> auch daraus hervor, dass der Setzer A neben »fraissam« noch die Schreibungen »frâßlich« und »frassam« verwendet.

⁴⁴ Der Textzusammenhang bei Kolroß lautet: »Es gibt fich aber alles felbs zûuerfton, wann zween ftimmbûchftaben nâbeneinander gehôren, darnach fy dann jr vßsprechen vß dem mund haben, darnach fol mans fetzen. Darumb ichs eim yeden heym ftell, fyner fpraach nach die felbigen zûfetzen vnd fchryben.« Müller: Quellenschriften, S. 69. Ähnlich auch Sebastian Helber (1593), Painter: Die Aussprache des Frühneuhochdeutschen, S. 185.

2.2 Setzerkontraste als Zeichen lautlicher Orientierung

Für die Frage, ob sich die beiden Setzer an gesprochenen Vorbildvarietäten ausgerichtet haben oder ob visuelle Schriftbilder dominant waren, sind vor allem jene Textmerkmale aufschlussreich, an denen Unterschiede in den verwendeten Graphie-Laut-Zuordnungsregeln sichtbar werden. Diese Kontraste müssen, da die beiden Setzerkorpora auf der gleichen Vorlage beruhen, bei der Anpassung an die jeweilige Vorbildsprache entstanden sein, die die Setzer bei ihrem Schriftsatz intendierten (vgl. Abb. 2). Daher können diese Sprachmerkmale auch am ehesten Auskunft über die kognitive Vermittlung dieser Zielsprachen geben, d. h. darüber, ob sich die Setzer nach einem Verfahren, das man als auditorisches Monitoring bezeichnen könnte, an einer vorgestellten Ausspracheweise orientierten oder ob sie bereits auf visuelle Wortbilder zurückgriffen, wie das bei modernen Orthographien wahrscheinlich wäre. Aus diesem Grund wurden die beiden Korpora gezielt in Hinblick auf solche GLZ-Differenzen verglichen, wobei sich herausstellte, dass im Bereich des Vokalismus 14 derartige Setzerkontraste Beachtung verdienen, im Bereich des Konsonantismus mindestens 11. Dabei galt als Kriterium, dass ein erheblicher Frequenzunterschied zwischen den setzerspezifischen GLZ-Regeln besteht.

2.2.1 Konsonantische Kontraste und Vorbildvarietäten

Von den Kontrasten im Bereich des Konsonantismus wird hier nur ein einziger exemplarisch vorgestellt, während die übrigen nur zu einem kurzen Vergleich herangezogen werden sollen. Als Beispiel dienen dabei die Differenzen bei der Wiedergabe der Lautposition {b} im Morphemanlaut, wo der Setzer A regelmäßig verwendet (*bain*, *blüt*, *brennen*, *büffe* usw.), wohingegen für den Setzer B die Schreibung mit <p> typisch ist (*pein*, *plut*, *prennen*, *püffe* usw.). Da diese Fortisgraphien häufig vorschnell als Übernahme aus der bairischen Schreibsprache gedeutet werden, ist zunächst zu ihrer sprachhistorischen Genese zu sagen, dass die Fortisierung des anlautenden Labialplosivs ein primär lautliches Phänomen darstellt, das schon früh im Bairischen zu beobachten ist, sich aber bereits im 13. und 14. Jahrhundert mit dem zunehmenden Ansehen dieser Sprache bis in die Mündlichkeit Nürnbergs und Augsburgs ausgebreitet hat. Aus der Tatsache, dass es dort auch früh in die Schriftlichkeit übernommen wurde,⁴⁵ lässt sich die Zugehörigkeit zu einer gehobenen Sprachlage folgern. Zu der Zeit, als der Setzer B die Fortisletter <p> verwendete, muss die Fortisaussprache bereits 170 Jahre in einem Teil der Augsburger Stadtvarietäten heimisch gewesen sein. Dass eine derartige mündliche Tradition als Orientierungspunkt auch für den Setzer B anzunehmen ist, wird bereits daran deutlich, dass er das anlautende {b} nicht

⁴⁵ So die Beobachtungen von Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 3, S. 104–108.

bei allen Morphemen als <p> realisiert, sondern dabei ein lexikalisch bedingtes Verteilungsprinzip erkennen lässt. Von den 74 betroffenen Lexemen in seinem Korpus (957 Belege) werden 61 variantenfrei mit <p> geschrieben, während er für 13 fast ausschließlich verwendet. In dieser Verteilung kommt zum Ausdruck, dass schon seit Beginn der phonematischen {b-}-Fortisierung im Bairischen einige Morpheme davon ausgenommen waren, wobei insbesondere die Vorsilbe ›be-‹ ihre weiche Aussprache behalten hatte, aber auch die Lexeme ›brief‹, ›bischof‹, ›bî‹ und alle Formen von ›bringen‹. Da der Setzer B genau diese Morpheme regelmäßig mit wiedergibt, kann man annehmen, dass auch in der entsprechenden Augsburgener Varietät bei ihnen Lenisplosive gesprochen wurden und der Setzer sich an einem hörsprachlich präsenten Vorbild orientieren konnte.

Die theoretisch mögliche Alternative, dass sich der Setzer für jedes der 74 vorkommenden Lexeme jeweils das spezielle Schriftbild eingepägt hätte, würde sicherlich einen großen Lernaufwand voraussetzen. Sie wäre angesichts der allgemeinen Variantentoleranz aber auch unverhältnismäßig, insbesondere weil die Wiedergabe dieser spezifischen <p>--Verteilung ohne das Vorhandensein eines lautsprachlichen Äquivalents sinnlos erscheint.

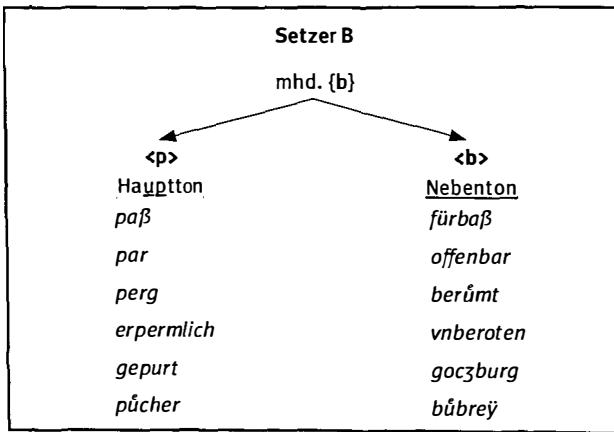


Abb. 7: Wortakzentbedingte Distribution von Fortis- und Lenisgraphie

Die Annahme eines auditorischen Monitorings wird zusätzlich durch eine Verteilung bestätigt, bei der die Verwendung von Fortis- und Lenisgraphien nur durch den Wortakzent bedingt gewesen ist und die sich darin äußert, dass vor tontragenden Morphemen die Letter <p>, vor nicht betonten dagegen die Letter erscheint. Diese Regel kann einem damaligen Setzer kaum explizit bewusst gewesen sein, sodass für einen ausschließlich visuell orientierten Setzer eine derartige Verteilung, auch wenn er die Schriftbilder aller Morpheme gekannt hätte, nicht herstellbar gewesen wäre. Wenn der Setzer B dennoch die Fortisletter für den Hauptton und die Lenisletter für den Nebenton wählte, so kann das kaum anders erklärt werden, als dass er sich hörsprachlich an einer Varietät orientierte, die diese Alternation enthielt.

Bei einer Gegenüberstellung dieser bei Setzer B beobachteten Verteilungen mit der entsprechenden Graphienverwendung des Setzers A wird sofort sichtbar, dass dieser für {b} im Morphem anlaut nirgends ein Anzeichen für Fortisierung erkennen lässt, sondern wie im Normalmittelhochdeutschen durchgehend die Graphie verwendet. Dies geht jedoch offensichtlich nicht auf eine schriftkonservierende Orthographietradition zurück, sondern darauf, dass für ihn die Lenisaussprache als vorbildlich galt. Das wird aus seiner Verteilung der Graphien und <p> im Ganzen sichtbar. Denn er verwendet die Lenisgraphie nicht nur für das morphem anlautende {b}, sondern er weitet ihren Gebrauch auch auf Wörter aus, die im Mittelhochdeutschen mit Fortisplativ beginnen wie ›platz‹, ›pr̄is‹, ›pr̄ieven‹ und für die auch der Setzer B die Fortisgraphie <p> verwendet. Die anlautende Graphie <p> wird nur noch

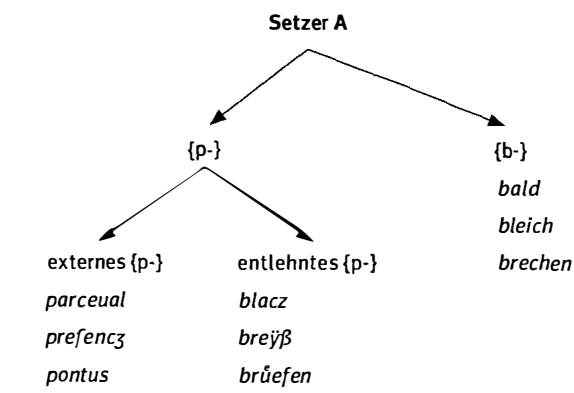


Abb. 8: Lautsprachlich bedingte Differenzierung der Labialplosive bei Setzer A

bei Fremdwörtern und auswärtigen Namen verwendet und lässt vermuten, dass der Setzer A sich hörsprachlich an einer Vorbildvarietät ausrichtete, in der die Konsonantenschwächung bereits eine bedeutende Rolle spielte.

Vor dem Hintergrund dieser Befunde soll hier ein vergleichender Blick auf die übrigen konsonantischen Setzerkontraste geworfen werden, die nicht im Einzelnen behandelt werden konnten. Sie zeigen, dass beide Setzer etwa zu gleichen Teilen Neuerungen gegenüber den normalmittelhochdeutschen GLZ-Regeln favorisierten, Setzer A in fünf Fällen (2, 5, 6, 9, 11), Setzer B in sechs Fällen (1, 3, 4, 7, 8, 10). Fast alle diese graphematischen Neuerungen lassen sich mit Lautwandlungsprozessen in Verbindung bringen wie Fortisierung (*perg*, *velßen*, *thür*, *geloft*, *graffen*, *fallen*), Konsonantendehnung (*zeitten*, *ennde*) oder Lenisierung (*land*), sodass davon auszugehen ist, dass sie zuerst in den gesprochenen Varietäten aufgetreten sind. Daher erscheint es auch sinnvoll, die graphematischen Kontraste zunächst daraufhin zu prüfen, ob die Setzer dabei auf lautliche Unterschiede zwischen ihren Vorbildvarietäten Bezug nehmen konnten, und die Ergebnisse mit den Erklärungsmöglichkeiten einer schriftsprachlichen Vermittlung kritisch zu vergleichen.

Lautp.	Setzer A		Setzer B	
	Graphie	Beispiel	Graphie	Beispiel
1. {b-}	<b->	<i>berg</i>	<p->	<i>perg</i>
2. {-t(-)}	<-tt->	<i>zeitten</i>	<-t->	<i>zeiten</i>
3. {-s-}	<-f->	<i>velfen</i>	<-ß->	<i>velßen</i>
4. {-z-}	<-z->	<i>bezalt</i>	<-cz->	<i>beczalt</i>
5. {-t}	<-d->	<i>land</i>	<-t->	<i>lant</i>
6. {-n-}	<-nn->	<i>ennde</i>	<-n->	<i>ende</i>
7. {t}	<t->	<i>tür</i>	<th->	<i>thür</i>
8. {-bt}	<-bt->	<i>gelobt</i>	<-pt->	<i>gelopt</i>
9. {-f-}	<-ff->	<i>graffen</i>	<-f->	<i>grafen</i>
10. {emp-}	<emp->	<i>empfieng</i>	<entp->	<i>entpfieng</i>
11. {v-}	<f->	<i>fallen</i>	<v->	<i>vallen</i>

Abb. 9: Konsonantische Setzerkontraste zwischen A und B

2.2.2 Lautliche Muster der vokalischen Kontraste

Auch von den 14 vokalischen Kontrasten der GLZ-Regeln, die beim Vergleich der beiden Setzerkorpora als bemerkenswert erschienen, sollen nur wenige beispielhaft behandelt werden. Dabei interessieren vor allem jene Kontraste, die etwas über die akustische oder visuelle Existenzform der Vorbildvarietäten verraten, nach der die Setzer ihre Vorlage bearbeiteten, oder die, die durch ihre graphematischen Verteilungsmuster etwas über die damaligen Prestigesprachen aussagen können. Einen besonders aufschlussreichen Beleg für die erste Fragestellung bieten die Setzer bei der Wiedergabe des mittelhochdeutschen {ü}. Während A durchgehend die Graphie <ü> verwendet, zeigt B einen regelmäßigen Wechsel zwischen den Graphien <ü> und <û>. Dies ist eindeutig durch den dem Vokal folgenden Konsonanten bedingt, denn vor <r> erscheint bei ihm 97-mal die Graphie <û>, die damals einen diphthongischen Lautwert hatte und üblicherweise zur Kennzeichnung von {üe} diente, vor allen anderen Konsonanten steht die Graphie <ü>.

Diese Alternanz ist kaum anders zu erklären, als dass in der gesprochenen Vorbildvarietät des Setzers B das auf {ü} folgende {r} eine Vokalisierung im Sinne von {ty:ærkən} ausgelöst hatte, wie sie durch historische und rezente Dialekte mehrfach bezeugt wird.⁴⁶ Eine rein schreibsprachliche Einführung dieses an die Folgekonsonanz gebundenen Wechsels wäre kaum möglich gewesen und hätte auch keinerlei Funktion haben können.

⁴⁶ Bereits Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 1, S. 136 f. beobachtet diesen Wandel im Niederalemannischen und deutet ihn dort als Diphthongierungsprozess.

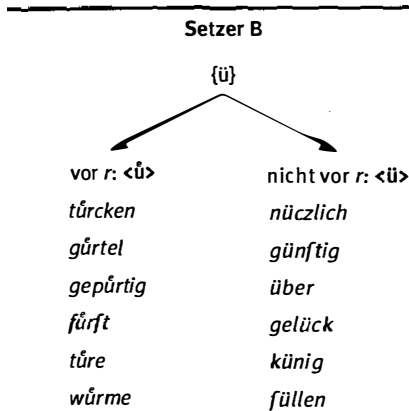


Abb. 10: r-Vokalisierung nach mhd. {ü}

Besonders aufschlussreich für den lautlich gesteuerten Überarbeitungsprozess der damaligen Setzer ist in diesem Fall ein 1480 in Bäumlers Offizin erschienener Nachdruck der *Melusine* (Bämmler-1480), für den die Ausgabe von 1474 als Vorlage gedient hat.⁴⁷ Dabei hat der Setzer von 1480 in allen 97 über den gesamten Text verstreuten Fällen, in denen 1474 der Setzer B das <ú> zur Kennzeichnung der r-Vokalisierung eingeführt hatte, das ursprüngliche <ü> wiederhergestellt. Dies kann aber wiederum als klarer Beweis für auditorisches Monitoring gelten, da es keine andere Möglichkeit gab, um das in der Vorlage gedruckte, aber nicht etymologische <ú> in *fúrft* und *gepúrting* zu erkennen und durch <ü> zu ersetzen, dagegen das <ú> in *fúrft* und *rúrte*, das lautetymologisch berechtigt war, beizubehalten.

Einer der kompliziertesten Setzerkontraste zeigt sich bei der Wiedergabe von {ei}, für das der Setzer A zehn Graphien verwendet, Setzer B dagegen sieben, wobei auch die Leitgraphien deutlich differieren.⁴⁸ Gerade diese Variation ist sprachhistorisch von besonderem Interesse, weil sie in direktem Zusammenhang mit den neuen Diphthonggraphien für die Lautposition {i} steht und der graphematische Zusammenfall dieser beiden Lautpositionen teilweise als Programm buchdruckerischer Spracharbeit interpretiert wird.⁴⁹ Die folgende Untersuchung konzentriert sich dabei auf die Graphienverteilung bei Setzer A und behandelt zunächst nur die drei Haupt-

47 Eine Kopie des St. Galler Exemplars von Bämmler-1480 wurde mir freundlicherweise von Herrn Dr. Hans-Jörg Künast aus den Materialien des Erlanger DFG-Projekts »Die Melusine des Thüring von Ringoltingen – Buch, Text und Bild« zugänglich gemacht, für eine maschinenlesbare Teiltranskription habe ich Herrn Martin Behr zu danken.

48 Nach der Häufigkeit angeordnet, verwendet Setzer A für {ei} die Graphien <eÿ>, <ai>, <ei>, <eÿ>, <ey>, <e>, <aÿ>, <a>, <ay>, <â>. Die ungewöhnlich große Graphienspreizung deutet darauf hin, dass die entsprechenden Laute nicht leicht zu kategorisieren waren. Auch Setzer B zeigt eine überdurchschnittliche Variantenverwendung <ei>, <eÿ>, <e>, <eÿ>, <ey>, <ai>, <aÿ>.

49 Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 174.

graphien <eÿ>, <ai> und <ei>, wobei die Verteilung der sieben Minderheitsgraphien vorerst außer Acht gelassen wird. Dabei soll im Einzelnen geprüft werden, inwieweit die Graphienverteilung auf eine subphonematische Variation in der gesprochenen Vorbildvarietät des Setzers zurückgehen kann. Dazu waren zunächst alle Kontextpositionen zu erheben, in denen {ei} durch diese drei Graphien repräsentiert wird. Die Distributionsmuster, die sich dabei ergaben, waren auffällig und teilweise auch statistisch signifikant, wobei sich meistens der Folgekontext als entscheidend erwies, gelegentlich aber auch der Wortakzent und in einem Fall auch die morphematische Klasse.⁵⁰

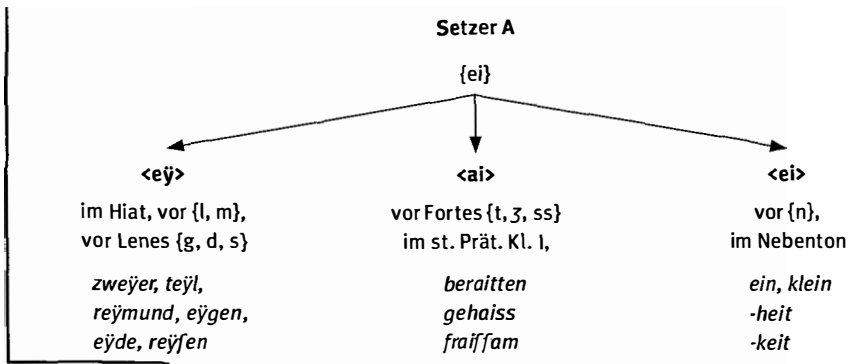


Abb. 11: Positionsbedingte Distribution von <eÿ>, <ai>, <ei> beim Setzer A

Für die Verteilung der Graphie <eÿ> ist charakteristisch, dass sie mit großer Regelmäßigkeit im Hiatt und Auslaut steht, aber auch dort, wo die Sonoranten <l, m> oder die Lenes <g, d, s> folgen. Da <y> damals im Gegensatz zu <i> für einen Langvokal stehen konnte,⁵¹ wäre als Entsprechung für <eÿ> ein Diphthong mit langer, betonter Steigungsphase denkbar. Das weniger häufige <ai> hat seinen Schwerpunkt eindeutig in Präteritalformen der starken Verben der 1. Klasse (*er baiß, graiff, rait, traib* usw.) und vor den Fortiskonsonanten <t, ʒ, ss>. Es entspricht nach weit verbreiteter Meinung einem Diphthong, der mit größerem Öffnungsgrad beginnt.⁵² Die Graphie <ei> erscheint dagegen hauptsächlich vor nachfolgendem <n> und in den unbetonten Suffixen <-heit> und <-keit>. Sie könnte für einen Diphthong mit geringer, kurzer Steigung

⁵⁰ Das Korpus A enthält für {ei} insgesamt 64 Morphemtypen (types) mit 770 Belegen (tokens), davon entfallen auf <eÿ> 30 Morphemtypen (48 %) mit 311 Belegen, auf <ai> 17 Morphemtypen (26 %) mit 69 Belegen, auf <ei> 15 Morphemtypen (23 %) mit 387 Belegen, auf <äÿ> 2 Morphemtypen (3 %) mit sieben Belegen.

⁵¹ Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 1, S. 30.

⁵² Von den sieben Belegen für die hier nicht berücksichtigte Graphie <äÿ> stehen fünf im Hiatt oder Auslaut; insgesamt stimmt die Verteilung mit der von <ai> überein.

stehen. Da diese Verteilungen nicht durch die Buchstabenform bedingt sein können⁵³ und es sich auch nicht um memorierte Wortschreibungen handeln kann, ist eine hörsprachliche Orientierung an einer Vorbildvarietät als wahrscheinlichste Möglichkeit anzusehen. Eine lautsprachliche Parallele zur Verteilung <ei>-<eÿ> bzw. <ai>-<aÿ> kann man darin sehen, dass sich in zahlreichen Dialekten Vokale im Hiatt und im Auslaut artikulatorisch von den Vokalen des präkonsonantischen Inlauts unterscheiden und auch eine vokalische Alternanz durch folgende Lenis oder Fortis mehrfach belegt ist. Beim Setzer B spielen die Graphien <ai> und <aÿ> nur eine marginale Rolle,⁵⁴ doch stimmt die Verteilung der anderen Varianten insofern überein, als <eÿ> im Hiatt und vor <m> steht, <ei> dagegen vor <n> und im Nebenton.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Frage Bedeutung, ob auch bei den neuen aus {i} entstandenen Diphthongen eine derartige Differenzierung durch mehrere Diphthonggraphien festzustellen ist. Dazu wurden für die neuen aus {i} entstandenen Diphthonge alle graphischen Realisierungen und deren Kontexte erhoben und verglichen. Dabei zeigte sich, dass dieselben Folgekontexte auch hier die Graphienverteilungen steuerten und dass <ai> erwartungsgemäß niemals verwendet wurde. Daraus

Setzer A					
Zusammenfall {i}/{ei} (Normalfall)				Trennung {i}/{ei} (vor {t, ʒ, ss})	
vor Hiatt, {l, m, g, d, s}		vor {n}			
<eÿ>		<ei>		<eÿ>	<ai>
{i}	{ei}	{i}	{ei}	{i}	{ei}
<i>fchreÿen</i>	<i>zweÿer</i>	<i>dein</i>	<i>ein</i>	<i>ftreÿten</i>	<i>beraitten</i>
<i>eÿlen</i>	<i>teÿl</i>	<i>wein</i>	<i>klein</i>	<i>vleÿß</i>	<i>gehaiss</i>
<i>reÿmen</i>	<i>reÿmund</i>	<i>fchein</i>	<i>ftein</i>	<i>weÿßlich</i>	<i>fraiffam</i>
<i>fteÿgen</i>	<i>eÿgen</i>				
<i>fchneÿden</i>	<i>eÿde</i>				
<i>fpeÿffe</i>	<i>reÿfen</i>				

Abb. 12: Die Diphthonge aus {i} und {ei} unter Einfluss der Folgekonsonanz

53 Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 205 sieht in <y> lediglich eine Markierung, die zur visuellen Hervorhebung eines Wortes dient. Da jedoch bei Setzer A <eÿ> die Mehrheitsgraphie sowohl für {ei} wie für {i} darstellt, erscheint diese Hervorhebungsfunktion weniger wahrscheinlich, außerdem bliebe dabei die Verteilung nach dem Folgekontext unberücksichtigt.

54 Setzer B verwendet <ai> nur im Präteritopräsens <waiß> (3), <aÿ> erscheint ausschließlich in der Namensform <Fraÿmund> (17).

lässt sich schließen, dass der Setzer A keinerlei Interesse hatte, die Lautwerte nach ihrer etymologischen Herkunft zu unterscheiden, was durchaus möglich gewesen sein muss, da noch in den rezenten Dialekten die entsprechenden Differenzen zu hören sind. Er hatte aber auch nicht die Absicht, alte und neue Diphthonge graphematisch zusammenfallen zu lassen, sondern führte eine neue, offenbar auf den lautlichen Differenzierungen seiner Vorbildvarietät beruhende Unterscheidung ein. Danach fallen {i} und {ei} im Hiatus und Auslaut sowie vor spezifischen Folgekonsonanten zu <ei> zusammen, in den zahlreichen Belegen mit folgendem <n> dagegen zu <ei>.⁵⁵ In jenen Fällen, wo für {ei} die Graphie <ai> verwendet wird, bleibt jedoch die Trennung zwischen altem und neuem Diphthong bestehen. Der Setzer beabsichtigte also weder, die etymologische Herkunft bzw. die basisdialektale Unterscheidung sichtbar zu machen, noch zeigt er ein buchdruckerisches Interesse an einer Sprachvereinheitlichung, sondern verfolgte offensichtlich das Ziel, die lautlichen Differenzierungen seiner Vorbildvarietät im Druck kenntlich zu machen.

Wie weit dieses Interesse an subphonematischen, damals aber offenbar salienten Aussprachemerkmalen ging, wird nicht zuletzt daran deutlich, dass der Setzer A selbst für das hochfrequente Kurzwort {ein} keine feste Wortschreibung hat, sondern in der Weise variiert, dass er den proklitischen Artikel regelmäßig mit <ei> schreibt, während er <ai> nur dann verwendet, wenn das Wort akzentuiert ist, weil es eine andere Wortart vertritt. Für diese Verteilung kann der Setzer keine grammatische Analyse durchgeführt haben, sondern musste sich auf die Akzentverteilung verlassen, die ihm nur durch ein akustisches Monitoring der gesamten Phrase zugänglich gewesen sein kann.⁵⁶

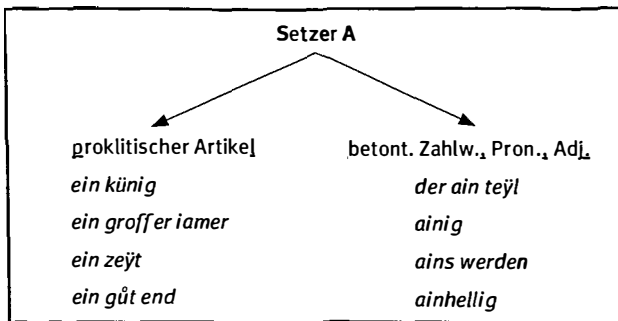


Abb. 13: Prosodiebedingte Distribution von <ei> und <ai>

⁵⁵ Dieser Zusammenfall steht offensichtlich in einem Zusammenhang damit, dass auch in den rezenten schwäbischen Dialekten vor Nasal die oberen und mittleren Vokalreihen neutralisiert werden (brieflicher Hinweis von Werner König).

⁵⁶ Die betonungsspezifische Variation von <ein> und <ain>, wurde bereits früh in den Handschriften und in den Drucken bis ins 17. Jh. beobachtet (vgl. Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 1, S. 171), ohne dass die Folgerung daraus gezogen wurde, dass diese Unterscheidung nur durch auditorisches Monitoring möglich war.

An diesen ausgewählten Beispielen vokalischer Setzerkontraste, die auf die unterschiedliche Bearbeitung der Druckvorlage zurückgehen, ließ sich deutlich machen, dass damals die lautsprachliche Orientierung an vorbildlichen Sprachvarietäten beim Schriftsatz eine bedeutende Rolle spielte. Von daher stellt sich die Frage, inwieweit sich diese Ergebnisse auch auf die Kontraste bei den anderen GLZ-Regeln übertragen lassen, die beim Vergleich der beiden Setzerkorpora sichtbar wurden. Wenn auch eine entsprechende Prüfung im Rahmen dieser Studie nicht möglich ist, soll doch die Gesamtheit der beobachteten Kontraste zumindest listenförmig dargestellt und erläutert werden.

Bei einem Vergleich mit den normalmittelhochdeutschen Lautzuordnungsregeln zeigt sich, dass in vier Fällen (1, 2, 9, 12) beide Setzer abweichende Graphien verwenden, sich dabei aber unterscheiden. Im Übrigen gehen die Kontraste bei A (6, 11, 13, 14) seltener auf Neuerungen zurück als bei B (3, 4, 5, 7, 8, 10). Fast alle Kontraste sind durch Lautwandel zu erklären, wobei der konsonantische Folgekontext (1, 2, 4) eine bedeutende Rolle gespielt hat. Mehrfach kann auch die ungleichmäßige Durchführung bekannter Erscheinungen wie neuhochdeutsche Diphthongierung (2, 9, 12), Umlaut (6), Hebung (5, 8), Senkung (10, 11) oder die Nebensilbenabschwächung (13, 14) als Ursache angesehen werden. Was die Regionalität der Lautmerkmale betrifft, ergeben sich bei beiden Setzern widersprüchliche Indizien, die zeigen, dass solche landschaftlichen Bezüge in einem größeren Zusammenhang betrachtet werden müssen. Insgesamt gibt die Auflistung zu erkennen, dass alle beobachteten GLZ-Kontraste auf

Lautp.	Setzer A		Setzer B	
	Graphie	Beispiel	Graphie	Beispiel
1. {ei}	<eÿ/ai>	<i>heÿde/laid</i>	<ei/eÿ>	<i>heide/leÿd</i>
2. {ï}	<eÿ>	<i>weÿb</i>	<ei>	<i>weib</i>
3. {ã}	<â>	<i>fchwâr</i>	<e>	<i>fchwer</i>
4. {û}	<û>	<i>tûrcken</i>	<û>	<i>tûrcken</i>
5. {ã}	<a>	<i>gabe</i>	<o>	<i>gobe</i>
6. {ö}	<o>	<i>koflich</i>	<ô>	<i>kôftlich</i>
7. {i}	<i>	<i>gewin</i>	<ÿ>	<i>gewÿn</i>
8. {o}	<o>	<i>vernomen</i>	<u>	<i>vernumen</i>
9. {üw}	<aw>	<i>bawen</i>	<au>	<i>pauen</i>
10. {û}	<û>	<i>gûnnen</i>	<ô>	<i>gônnen</i>
11. {u}	<o>	<i>from</i>	<u>	<i>frum</i>
12. {iu}	<û>	<i>ungehûre</i>	<ew>	<i>ungehewre</i>
13. {-ete}	<-te>	<i>klagte</i>	<-ete>	<i>klagete</i>
14. {-e}	<->	<i>fach</i>	<-e>	<i>fache</i>

Abb. 14: Vokalishe Kontraste zwischen den Setzern A und B

lautliche Unterschiede zwischen den Vorbildsprachen der beiden Setzer zurückgehen können. Damit sind sie aber auch für die Frage nach den Einflüssen gesprochener Varietäten auf den frühen Buchdruck von Interesse.

Aus einem zusammenfassenden Vergleich aller Setzerdifferenzen (Kap. 2.1 bis 2.2) lässt sich die Folgerung ziehen, dass der Druckherr Johann Bämmler kein nachdrückliches Interesse an einer vereinheitlichten Sprachform gehabt hat. Vielmehr hat er seinen Setzern bei der Überformung des Vorlagentextes freie Hand gelassen, sodass sie sich an einer Vorbildvarietät eigener Wahl orientieren konnten, und offensichtlich hat nachher kein Korrektor einen Versuch zu einer Vereinheitlichung unternommen. Auch die Setzer haben sich untereinander nicht auf eine einheitliche Sprachform geeinigt, vielmehr hat jeder seine Aufgabe, die Vorlage den aktuellen Erfordernissen anzupassen, in der Weise gelöst, dass er die Merkmale einer für ihn vorbildlichen Prestigevarietät in den Druck aufnahm.

Demgegenüber ist Fujii in seiner Untersuchung über den etwa gleichzeitig in Augsburg tätigen Druckherrn Günther Zainer, bei dessen Setzern ebenfalls erhebliche Differenzen zu beobachten sind, zu dem Ergebnis gekommen, dass diesem sehr wohl an einer sprachlichen Vereinheitlichung seiner Druckwerke gelegen war.⁵⁷ Dies kann einerseits auf Persönlichkeitsunterschiede zwischen Bämmler und Zainer zurückgehen, ähnlich wie bereits in den Zeiten der Handschriftenproduktion einige Vorsteher von Schreibwerkstätten auf einen einheitlichen Orthographiestil ihrer Schreiber achteten, während sich andere kaum darum kümmerten. Möglicherweise haben aber auch die andersartigen Voraussetzungen und Fragestellungen Fujii's zu den unterschiedlichen Ergebnissen beigetragen.

3 Druckersprachen und städtisches Varietätengefüge

Da die frühen Druckersprachen maßgeblich durch die beteiligten Setzer geprägt wurden und diese sich an unterschiedlichen Vorbildvarietäten ausrichten konnten, stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis die charakteristischen Sprachmerkmale der Setzer zu den damals in Augsburg gesprochenen Sprachvarietäten gestanden haben. Dabei ist davon auszugehen, dass es in den Städten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit keine homogene Lautsprache gab, sondern ein Nebeneinander diastratischer, diaphasischer und diasituativer Sprachlagen, von denen die überlieferte Schriftlichkeit vorerst nur Umrisse erkennen lässt. Rekonstruktionen dieser mündlichen Sprachverhältnisse können daher nur den Status von erkenntnisleitenden Hypothesen haben, sie sind aber unverzichtbar für die Diskussion über die sprachlichen Innovationsprozesse und die Anteile, die Schriftlichkeit und Mündlichkeit daran hatten.

⁵⁷ Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 218.

Wichtige Aufschlüsse über die Schichtung der in Augsburg während der Frühen Neuzeit verwendeten Sprachlagen bietet die neuere Dissertation von Kristen Reifsnnyder (2003), die ihrer Untersuchung zehn alltagssprachliche Textsorten aus der innerstädtischen Überlieferung zugrunde gelegt hat, die im Sinne der Theorie von Peter Koch und Wulf Oesterreicher zwischen den beiden Polen ›Nähesprache‹ und ›Distanzsprache‹ angeordnet wurden.⁵⁸ Am nähesprachlichen Pol stehen dabei Zunftbücher und eigenhändige Handwerkerpetitionen, am distanzsprachlichen Pol gedruckte Ratserlasse und amtliche Briefe der Stadtführung. Reifsnyniders Auswertung von neun auf Lautmerkmale bezogene graphematische Variablen ermöglicht eine hierarchische Abstufung der verschiedenen Textsorten, wobei die Dimension Nähe-Distanz weitgehende Übereinstimmungen mit dem Sozialstatus der Kommunikationspartner zeigt.⁵⁹ Die in Abbildung 15 als tiefste Textsorte berücksichtigten Zunftbücher liegen in ihrem Sprachduktus noch deutlich über jenen Augsburger Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit, die Helmut Graser neuerdings aufgetan und in ihren Merkmalen charakterisiert hat.⁶⁰

Eine Sprachlage, die auf der Achse Nähe-Distanz noch über der der Ratserlasse rangierte, wird durch die literarischen Handschriften aus Augsburger Skriptorien repräsentiert, die während des 15. Jahrhunderts in beträchtlicher Zahl entstanden sind⁶¹ und über deren Sprachformen graphematisch vorbildliche Einzeluntersuchungen vorliegen.⁶² Einen sehr verdienstvollen Vergleich für neun Handschriften prominenter Augsburger Schreiber hat Fujii erarbeitet, bei dem er sie in Hinblick auf jene zehn Variablen analysierte, die er auch bei den Zainer-Drucken berücksichtigte.⁶³

Aus dieser für stadtsprachliche Untersuchungen ungewöhnlichen Datenfülle werden im Folgenden sechs Variablen ausgewählt, die das innerstädtische Varietätenspektrum charakterisieren und zugleich die Unterschiede zu den beiden Setzersprachen deutlich machen. Dabei zeigt sich zunächst, dass in der nähesprachlichen Varietät in hohem Maße Entrundung herrschte, also ›fir‹, ›iber‹, ›kinig‹, ›bese‹, ›schen‹, ›derfer‹, die den gehobenen Sprachlagen offenbar fremd war und im Buchdruck nur dadurch sichtbar wird, dass die Drucker für ihre Namen die nähesprachliche Form ver-

⁵⁸ Reifsnnyder: Vernacular versus emerging standard, S. 97–129.

⁵⁹ Zur Auswertung der Texte nach den neun graphematischen Variablen vgl. Reifsnnyder: Vernacular versus emerging standard, S. 130–173.

⁶⁰ Graser: Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit, S. 15–48; dazu auch Graser: Augsburg und die deutsche Sprachgeschichte, S. 99–120.

⁶¹ Einen Einblick in die Augsburger Handschriftenproduktion bietet Schneider: Berufs- und Amateurschreiber, S. 13–26.

⁶² Sie betreffen vor allem die verschiedenen Fassungen des Stadtbuchs (Glaser: Graphische Studien zum Schreibsprachwandel), die Handschriften der Clara Hätzlerin (zuletzt Glaser: Das Graphemsystem der Clara Hätzlerin), aber auch private Schriftlichkeit (Freund: Das vokalische Schreibsystem).

⁶³ Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 121–144.

Lautposition	{ü}	{ö, œ}	{ei}	{ï}	{b _v -}	{b _k -}
Graphie	<i>	<e>	<ai>, <aÿ>	<ei>, <eÿ>	<p->	<p->
Beispiele	<i>iber,</i> <i>kinig</i>	<i>bese,</i> <i>derfer</i>	<i>klaid,</i> <i>zwayer</i>	<i>streit,</i> <i>beÿ</i>	<i>pald,</i> <i>pûch</i>	<i>pleich,</i> <i>pruft</i>
Zunftbücher	84 %	62%	98 %	90 %	15%*	15%*
Buchschreiber	0 %	0 %	100 %	94 %	38 %	75 %
Setzer A	0 %	0 %	17 %	100 %	3 %	3 %
Setzer B	0 %	0 %	4 %	100 %	81 %	83 %

Abb. 15: Die Setzer A und B im Vergleich zu handschriftlichen Augsburgertexten um 1500⁶⁴

wenden, also nicht ›Günther Zeuner‹ oder ›Johann Bäumler‹, sondern ›Ginther Zeiner‹ und ›Johann Bämmler‹.⁶⁵

Ein bedeutender Unterschied zwischen innerstädtischen Varietäten und den beiden Setzersprachen besteht auch in Bezug auf den Öffnungsgrad des Diphthongs {ei}, wo bei den Buchschreibern und in den Zunftbüchern in den Graphien <ai>, <aÿ> der offene Vokalansatz zum Ausdruck kommt, wie er seit dem 14. Jahrhundert in Augsburg üblich geworden ist. Demgegenüber muss für die beiden Setzer eine geschlossene Aussprache als vorbildlicher gegolten haben, was an der weitgehenden Vermeidung durch Setzer B und an der auf bestimmte Kontexte beschränkten Verwendung bei Setzer A sichtbar wird (vgl. Abb. 11, 13). Bemerkenswert sind auch die Unterschiede hinsichtlich der neuhochdeutschen Diphthongierung von {ï}, wo bei den Handschriftenschreibern noch monophthongische Residuen bestehen, während die Setzer eine vollständige Durchsetzung zeigen. Auch bei der Wiedergabe des anlautenden {b} können sich beide Setzer nicht an den innerstädtischen Varietäten orientiert haben. Denn in den Augsburger Handschriften lässt sich schon seit dem 14. Jahrhundert eine komplementäre Verteilung erkennen, wobei die Lenisgraphie in prävokalischer Position erscheint, also *bald*, *bûch*, die Fortisgraphie <p> dagegen in präkonsonantischer, also *pleich*, *pruft*.⁶⁶ Die Setzer gehen demgegenüber gänzlich andere Wege. A setzt ausschließlich – also auch bei *bleich* und *bruft* – Lenisgraphien und weitet ihren Gebrauch sogar auf die Position {p-} aus (vgl. Abb. 8). B dagegen zeigt vor Vokal wie vor Konsonant <p>, schreibt also auch *pald* und *pûch*, nimmt davon aber die traditionell nicht fortisierten Morpheme aus und zeigt darüber hinaus eine akzentbedingte Alternation zwischen und <p> (vgl. Abb. 7).

⁶⁴ Reifsneders Daten über die Zunftbücher lassen keine Unterscheidung zwischen {b-} in prävokalischer und präkonsonantischer Stellung zu und sind daher mit Asterisk bezeichnet.

⁶⁵ Zur Verbreitung der Entrundung Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 1, S. 103.

⁶⁶ Die Alternation zwischen präkonsonantischem <p> und prävokalischem tritt in den neun Augsburger Handschriften in unterschiedlicher Stärke zu Tage. Fujii: Günther Zainers druckersprachliche Leistung, S. 139. Dazu auch Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, Teil 3, S. 104–106.

Daran wird deutlich, dass die Druckersprachen in einem Bezugssystem stehen, das zwar das städtische Varietätensystem, wie es durch die gleichzeitige handschriftliche Überlieferung und die anzunehmenden Basisdialekte repräsentiert wird, voraussetzt, aber in entscheidenden Punkten darüber hinausgeht. Dieses komplexe System wird in Abbildung 16 zu modellieren versucht, und zwar nach einem Verfahren, bei dem die regionale Reichweite einer Varietät als Bezugspunkt dient.⁶⁷

Die gesprochenen Varietäten werden dabei nach ihrer kommunikativen Reichweite kreisförmig dargestellt. Den geringsten Radius erhält dementsprechend der städtische Basisdialekt, der in der Regel nicht verschriftet wurde und sich nur indirekt erschließen lässt. Größere Reichweite hatte die Varietät der bürgerlichen Mittelschicht, die möglicherweise auch als Nähesprache der Oberschichten anzusehen ist. Ihr Charakter dürfte am ehesten in den Sprachmerkmalen der Zunftbücher zum Ausdruck kommen. In formellen Situationen verwendete die Oberschicht verschiedene Prestigevarietäten, die hier unter dem soziolinguistischen Terminus »städtischer Akrolekt« zusammengefasst sind. Dieser akrolektale Sprachgebrauch, der als Bezugsvarietät für die Augsburger Verwaltungsschriftlichkeit und wohl auch für die Handschriftenproduktion anzusehen ist, war durchaus nicht einheitlich, da er immer auch unter dem Einfluss überregionaler Prestigevarietäten stand. So galt seit dem 13. Jahrhundert jene bairisch geprägte Varietät als Vorbildsprache, die als »Gemeines Deutsch«

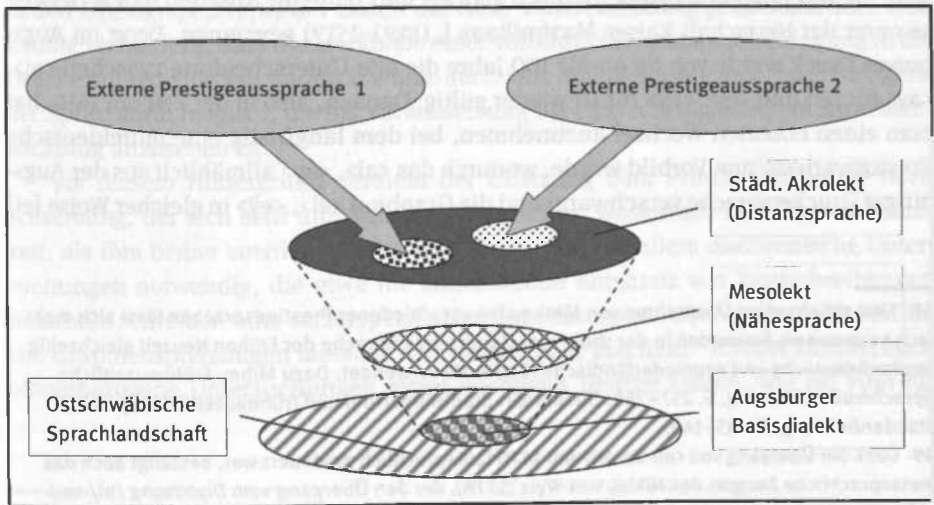


Abb. 16: Modell für das mündliche Varietätensystem Augsburgs (Darstellung des Autors)

⁶⁷ Das auf Bausinger zurückgehende Verfahren wurde durch W. Königs Weiterentwicklung in der Karte »Kommunikative Reichweite von Hochsprache und Dialekt am Beispiel Österreichs« bekannt. König: dtv-Atlas Deutsche Sprache, S. 132.

bezeichnet wird. Daneben gewann eine rheinfränkisch getönte Varietät Einfluss, die im Umkreis des Mainzer Erzbischofs und Reichskanzlers und demzufolge auch noch am Hofe Kaiser Friedrichs III. (1440–1493) in Ansehen stand. Auch eine westliche, vom Straßburger Kulturkreis ausgehende Prestigevarietät scheint zeitweise Vorbildcharakter gewonnen zu haben.

An diesen überregionalen Varietäten, die im innerstädtischen Sprachgebrauch nur teilweise reflektiert wurden, mussten Buchdrucker und Schriftsetzer ein genuines Interesse haben. Denn sie agierten in einem Großraum zwischen Mainz, Nürnberg und Basel und waren auf eine Vergrößerung ihres Absatzgebietes bedacht. Aber auch für den innerstädtischen Buchmarkt Augsburgs konnte es erfolgsversprechender sein, die angesehenen Merkmale externer Prestigevarietäten zu verwenden, als genau den bodenständigen Sprachgebrauch zu treffen. Dadurch wird auch erklärbar, dass besonders in Übergangsphasen Charakteristika aus verschiedenen Vorbildsprachen in ein und denselben Schriftsatz gelangten.⁶⁸

Der im *Melusine*-Druck beobachtete Rückgang von <ai>, <ay> sowie die Trennung von <ei> und <ej> nach der Folgekonsonanz könnte in diesem Sinne auf eine Konvergenz des Augsburger Akrolekts mit jener westlichen Prestigevarietät zurückgehen, die unter Friedrich III. eine besondere Attraktivität gewann.⁶⁹ Ihre Ausstrahlungskraft kann jedoch nur wenige Jahrzehnte angehalten haben, denn schon um 1510 scheint eine neue Prestigevarietät zum Vorbild für die Augsburger Stadtsprache geworden zu sein. Sie war eindeutig ostoberdeutsch geprägt und hatte ihr Ansehen möglicherweise unter der Herrschaft Kaiser Maximilians I. (1493–1519) gewonnen. Denn im Augsburger Druck wurde von da an für 100 Jahre die alte Unterscheidung zwischen <ai>, <ay> für {ei} und <ei>, <ej> für {i} wieder gültig. Danach, also in der Zeit um 1610, hat man einen erneuten Wechsel anzunehmen, bei dem langfristig eine mitteldeutsche Prestigevarietät zum Vorbild wurde, wodurch das <ai>, <ay> allmählich aus der Augsburger Druckersprache verschwand und die Graphien <ei>, <ej> in gleicher Weise {ei}

⁶⁸ Eine gleichzeitige Übernahme von Merkmalen verschiedener Prestigesprachen lässt sich mehrfach nachweisen. So wurden in der rhein-maasländischen Sprache der Frühen Neuzeit gleichzeitig neuhochdeutsche und neuniederländische Merkmale verwendet. Dazu Mihm: Frühneuzeitliche Sprachmodernisierung, S. 257–259; Stichlmair: Stadtbürgertum und frühneuzeitliche Sprachstandardisierung, S. 145–148.

⁶⁹ Dass der Übergang von <ai> zu <ei> um 1470 lautsprachlich gesteuert war, bestätigt auch das metasprachliche Zeugnis des Niklas von Wyle (1478), der den Übergang vom Diphthong /ai/ zu /ei/ im Reden und Schreiben beklagt und ihn als »endrung [...] vnsers gezüngs [Sperrung AM]« bezeichnet. Konkret erwähnt er, dass man jetzt »burgermeister« spräche statt wie früher »burgermaister«. Der leicht gekürzte Textzusammenhang lautet: »so haben sich vnservätter vnd dero altfordern in schwäben ... gebrecht in jrem reden vnd schreiben des diptongens ai für ei. Aber yetz garnäch ... ei für ai: burgermeister sprechende vnd nit burgermaister wysheit vnd nit wysheit: daz ain grosse vnnütze endrung ist vnsers gezüngs«. Der vollständige Text bei Müller: Quellenschriften, S. 15f. Über die <ei>-Schreibungen zur Zeit Friedrichs III. Noordijk: Untersuchungen auf dem Gebiet der kaiserlichen Kanzleisprache, S. 68f, 88f.

wie [j] repräsentierten.⁷⁰ Diese unterschiedlichen Orientierungen, die in der älteren Literatur als Auf- und Abstieg der Augsburger Druckersprache verstanden wurden, können durch den nachgewiesenen Einfluss von gesprochenen Prestigevarietäten auf die Druckersprachen also eine neue Deutung erhalten.

4 Buchdruck und Sprachvereinheitlichung

Die graphematischen Untersuchungen zum *Melusine*-Druck und die vergleichenden Untersuchungen zum System der in Augsburg gesprochenen Varietäten stützen insgesamt die These von der Priorität jener gesprochenen Innovationen, die aus den Konvergenzprozessen zwischen den jeweiligen Prestigevarietäten hervorgegangen sind. Daher kann die weit verbreitete Auffassung einer vom Buchdruck gesteuerten Sprachvereinheitlichung zumindest für die frühe Zeit nicht aufrecht erhalten werden, und auch für die folgenden Epochen ist jeweils zu prüfen, ob die in den Drucken sichtbar werdenden Neuerungen nicht auf einen Wandel in der gehobenen Mündlichkeit zurückgehen. Als Kriterium spielt dabei die Frage nach dem vorherrschenden Orthographietyp eine wesentliche Rolle. Denn das noch bis ins 17. Jahrhundert belegte Prinzip der Umschrift ermöglichte bei jeder neuen Drucklegung eines Textes eine Anpassung an einen erstrebenswerten Sprachgebrauch. Erst die Durchsetzung des neuen Orthographietyps, der durch die feste Wortschreibung gekennzeichnet war, konnte verhindern, dass die Merkmale einer vorbildlichen Aussprache Eingang in die Drucke fanden, und nur dadurch wurde auch jene Stabilisierung und Dauerhaftigkeit der Sprachform möglich, die als Voraussetzung für eine schriftgesteuerte Sprachentwicklung anzusehen ist.

Vor diesem Hintergrund verdient der Übergang zum Prinzip der festen Wortschreibung, der sich sehr allmählich vollzogen hat, wesentlich mehr Aufmerksamkeit, als ihm bisher zuteil geworden ist.⁷¹ Dazu sind vor allem diachronische Untersuchungen notwendig, die etwa die zunehmende Konstanz von Wortschreibungen innerhalb schreiber- oder setzerspezifischer Sprachkorpora, aber auch die Reduktion von Graphienspreizungen messbar und vergleichbar machen.⁷² Hierbei können auch offizinbezogene Untersuchungen einen wichtigen Beitrag leisten, wie sie Fujii für

⁷⁰ Eine zusammenfassende Darstellung dieses Wechsels gibt Glaser: *Augsburger Schreibsprache*, S. 359–363; empirische Einzeluntersuchungen dazu bei Stopp: *Das in Augsburg gedruckte Hochdeutsch*, S. 168–172.

⁷¹ Das zumindest partielle Festhalten am Umschriftprinzip erklärt sich auch daraus, dass die Lateinschule der Ausbildungsort der Gebildeten blieb und daher bei den professionell mit Schriftlichkeit befassten Berufsgruppen das Lateinische als Erstschriftsprache zur Verfügung stand.

⁷² Empirische Verfahren dazu bei Elemental: *Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen*, S. 161–168; Ravida: *Zur morphembezogenen Variation*, S. 331–351.

die Offizin Günther Zainers an 18 Drucken zwischen 1471 und 1478 durchgeführt hat. Aus dieser bisher umfangreichsten Korpusanalyse zur Augsburger Druckersprache zog er den Schluss, dass Zainer in diesen Jahren erfolgreich eine Vereinheitlichung der Setzerorthographien durchgesetzt habe. Doch ist an dieser Folgerung zu bedenken, dass nicht alle Veränderungen, die damals bei Zainers Setzern sichtbar werden, notwendigerweise auf den Willensakt ihres Vorgesetzten zurückgehen müssen. Sie können auch das Ergebnis großräumiger sprachhistorischer Entwicklungen sein, die ein offizin- und stadtübergreifendes Interesse besitzen, aber nicht an einer Person festzumachen sind.⁷³ Grundsätzlich aber verdienen die Sprachregulierungen innerhalb der frühen Offizinen als Vorboten späterer Entwicklungen alle Aufmerksamkeit, auch wenn sie, solange das Prinzip der Umschrift galt, nur von begrenzter Dauer sein konnten.

Eine vollständige Lösung vom Umschriftprinzip und eine frühe Durchsetzung der festen Wortschreibung hätten jedoch die Vereinheitlichung des Deutschen in wesentlichen Punkten nicht voranbringen können. Das wird an den Vorschlägen der Schreibmeister des 16. Jahrhunderts deutlich, die zwar für eine feste Wortschreibung plädieren, aber dabei meist von der Lautlichkeit ihrer eigenen Regionalvarietät ausgehen, deren Fixierung und Konservierung die Bildung größerer Spracheinheiten sogar behindert hätte.⁷⁴ Demgegenüber ist die Orientierung an externen Prestigevarietäten, wie sie bei der Analyse von Bäumlers *Melusine*-Druck am Verhalten der beiden Setzer im Ansatz sichtbar wurde, als wesentlicher Impuls für die Sprachvereinheitlichung anzusehen. Ihre Sprachüberformung legt den Schluss nahe, dass Setzer wie Drucker, was die sprachliche Gestalt eines Textes betraf, ein deutliches Interesse daran hatten, dass er jene Sprachmerkmale aufwies, die damals als elegant, weltläufig und zeitgemäß galten. Das Ziel, diese jeweils aktuellen Sprachmerkmale im Druck sichtbar zu machen, konnte letztlich nur durch das Prinzip der Umschrift verwirklicht werden, sodass es trotz der Tendenzen zur festen Wortschreibung vorerst in Gebrauch blieb.

Das Aufkommen der Korrektoren seit dem 16. Jahrhundert bedeutet eine Wende in der Entwicklung der Druckersprachen und für den Prozess der Sprachvereinheitlichung. Für anspruchsvolle Drucke kontrollierten sie die Setzerarbeit und regulierten die sprachliche Form, sodass Kontraste, wie sie in Bäumler-1474 zu beobachten sind, verschwanden. Dieser neue Berufsstand, der für zahlreiche Offizinen bezeugt wird und

⁷³ Auf einen großräumigen Varietätenwandel gehen offenbar der geschlossene Diphthongansatz für {ei}, die partielle Annäherung der Aussprache von {ei} und {i} sowie die Lenisaussprache von anlautendem {b} zurück (vgl. Anm. 69). Auch in anderen Punkten bestehen Zweifel an der persönlichen Urheberschaft Zainers für die in seiner Offizin beobachtbaren Sprachveränderungen. Vgl. Graser: Grundlegendes zur Frühgeschichte des deutschsprachigen Buchdrucks, Abs. 28–31.

⁷⁴ Zu den unterschiedlichen Vorschriften Götz: Die Anfänge der Grammatikschreibung, S. 325–332 u. Painter: Die Aussprache des Frühneuhochdeutschen, S. 175–180.

in letzter Zeit verstärkt Beachtung gefunden hat,⁷⁵ zeigt ein neues spezifisches Profil. Korrektoren mussten über einen hohen Bildungsgrad verfügen, der umfangreiche sprachliche Fähigkeiten sowie grammatische Kenntnisse einschloss, sodass man ihnen zu Recht die zunehmende Systematisierung des orthographischen Erscheinungsbildes zuschreibt.⁷⁶ Sie verfügten zudem über einen größeren Erfahrungshorizont als die Setzer und eine Vorstellung von den verschiedenen Varietäten des Sprachgebiets. Dazu gehörte auch eine Meinung darüber, welche der regionalen Prestigesprachen das höchste Ansehen verdiente und was ihre typischen Aussprachemerkmale waren. Auch mit den theoretischen Schriften ihrer Zeit werden die Korrektoren zumindest teilweise in Berührung gekommen sein. So war ihnen vielleicht die Auffassung bekannt, dass sich die Orthographie nach der vornehmsten Ausspracheweise zu richten habe, die von den damaligen Gelehrten vertreten wurde,⁷⁷ möglicherweise sogar die Meinung, dass es eine für das gesamte Sprachgebiet richtige Aussprache gäbe, die schon im 16. Jahrhundert erkennbar wird,⁷⁸ sodass die Druckersprachen dem Leitsatz zu folgen hätten ›Schreibe wie es hochdeutsch lautet‹. Aber selbst wenn kein direkter Kontakt zu solchen Überlegungen bestand, lag es nahe, dass Drucker und Korrektoren die zunehmenden Konvergenzprozesse, die sich im Zuge der frühneuzeitlichen Sprachmodernisierung zwischen den führenden Akrolekten vollzogen, aufmerksam verfolgten und bei der Wahl ihrer Vorbildvarietäten berücksichtigten.

Nur so erklärt es sich, dass die anspruchsvollen Drucke seit 1650 nur mehr auf zwei überregionale Prestigevarietäten ausgerichtet sind, nämlich entweder auf die meißnisch-protestantische oder auf die ostoberdeutsch-katholische.⁷⁹ Auch noch beim Prozess der Vereinheitlichung dieser beiden Varietäten, der sich trotz des Einwirkens von Sprachpolitik und präskriptiver Grammatik in den Druckersprachen bis ins späte 18. Jahrhundert beobachten lässt, war die Orientierung an der tatsächlich gesprochenen Sprache ein wichtiger Maßstab. Insgesamt beruht also das große Verdienst, das der Buchdruck, d. h. die Druckherren, die Korrektoren und die Setzer,

75 Auf neuere Befunde verweisen Ludwig: *Geschichte des Schreibens*, S. 234–241 u. Flügge: *Auswirkungen des Buchdrucks*, S. 109–118. Über den Forschungsstand insgesamt informiert Hartweg: *Die Rolle des Buchdrucks*, S. 1687f.

76 Moulin: *Der Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie*, S. 309f.

77 So etwa von Hieronymus Wolf, der 1578 die *Maxime* vertrat: »Scriptura pronuntiationem elegantem debet imitari« (zitiert nach Jellinek: *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik*, S. 58).

78 Von einer solchen über den Regionalvarietäten stehenden Aussprachenorm geht bereits Fabian Frangk in seiner *Orthographia* von 1531 aus, wenn er schreibt, dass es ein »Recht vnd rein Deutsch« gibt, das zwar nicht »einem jdliehen in seinen ohrn« klingt, aber den Kennern zugänglich ist. Dazu Götz: *Die Anfänge der Grammatikschreibung*, S. 101, 105–108.

79 Die Eigenständigkeit des ostoberdeutsch-katholischen Bereichs der Druckersprachen verdeutlichen die neueren empirischen Untersuchungen von Meurders: *Zum System der Vokalgraphie*, Meurders: *Zum System der Konsonantengraphie* und von Rössler: *Schreibvariation, Sprachregion, Konfession*.

an der Entstehung einer einheitlichen deutschen Sprache haben, weniger auf ihrer sprachschöpferischen Leistung, sondern auf der vielfach hervorgehobenen Entwicklung der modernen Orthographie und mehr noch darauf, dass sie die zunehmenden Konvergenzprozesse der gesprochenen Varietäten wahrgenommen und in den Druckersprachen berücksichtigt haben.

5 Literaturverzeichnis

- Behr, Martin: Ausgleichsvorgänge in den Druckersprachen Augsburgs und Straßburgs anhand der Inkunabelüberlieferung der Melusine. In: Elspaß, Stephan / Negele, Michaela (Hrsg.): Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit (Sprache – Literatur und Geschichte 38). Heidelberg 2011, S. 49–77.
- Besch, Werner: Der Schreiber in vielfältiger Vermittlungsfunktion. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 127 (2008), Sonderheft, S. 209–224.
- Besch, Werner / Klein, Thomas (Hrsg.): Der Schreiber als Dolmetsch (Zeitschrift für Deutsche Philologie 127, Sonderheft). Berlin 2008.
- Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–4). 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Teilbd. 1–4. Berlin 1998–2004.
- Burdach, Konrad: Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. H. 1. Halle 1893.
- Dürscheid, Christa: Einführung in die Schriftlinguistik (Studienbücher zur Linguistik 8). 3. überarb. und erg. Aufl. Göttingen 2006.
- Elmentaler, Michael: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen (Studia linguistica Germanica 71). Berlin 2003.
- Elmentaler, Michael: Prinzipien und Motive des Schreibens in vormoderner Zeit. In: Glaser, Elvira u. a. (Hrsg.): Lautschriftsprache. Beiträge zur vergleichenden historischen Graphematik (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 15). Zürich 2011, S. 22–26.
- Fleischer, Wolfgang: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig / Philologisch-Historische Klasse 112, H. 6). Berlin 1966.
- Flügge, Lars: Die Auswirkungen des Buchdrucks auf die Praxis des Schreibens. Marburg 2005.
- Freund, Sabine: Das vokalische Schreibsystem im Augsburger Kochbuch der Sabina Welserin aus dem Jahre 1553. Ein Beitrag zur Graphematik handschriftlicher Überlieferung des 16. Jahrhunderts (Sprache – Literatur und Geschichte 6). Heidelberg 1991.
- Fujii, Akihiko: Haben Erfindung und Ausbreitung des Buchdrucks zur Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache beigetragen? In: Mattheier, Klaus J. u. a. (Hrsg.): Methoden zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen. Studien des Deutsch-japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung. München 1993, S. 177–197.
- Fujii, Akihiko: Günther Zainers druckersprachliche Leistung. Untersuchungen zur Augsburger Druckersprache im 15. Jahrhundert (Studia Augustana 15). Tübingen 2007.
- Glaser, Elvira: Augsburger Schreibsprache. In: Gottlieb, Gunther u. a. (Hrsg.): Geschichte der Stadt Augsburg von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Stuttgart 1984, S. 357–362.
- Glaser, Elvira: Graphische Studien zum Schreibsprachwandel vom 13. bis 16. Jahrhundert. Vergleich verschiedener Handschriften des Augsburger Stadtbuches (Germanische Bibliothek 3). Heidelberg 1985.

- Glaser, Elvira: Das Graphemsystem der Clara Hätzlerin im Kontext der Handschrift Heidelberg, Cpg. 677. In: Ernst, Peter / Patočka, Franz (Hrsg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien 1998, S. 479–494.
- Glück, Helmut: Metzlers Lexikon Sprache. 4., aktual. und überarb. Aufl. Stuttgart / Weimar 2010.
- Götz, Ursula: Die Anfänge der Grammatikschreibung des Deutschen in Formularbüchern des frühen 16. Jahrhunderts: Fabian Frangk – Schryfftspiegel – Johann Elias Meichßner (Germanische Bibliothek: Reihe 3, Untersuchungen). Heidelberg 1992.
- Graser, Helmut: Die Zusammenstellung und Auswertung eines Korpus zur Augsburger Druckersprache. In: Sprachwissenschaft 18 (1993), S. 174–187.
- Graser, Helmut: Augsburg und die deutsche Sprachgeschichte. In: Funk, Edith / König, Werner / Renn, Manfred (Hrsg.): Bausteine zur Sprachgeschichte. Referate der 13. Arbeitstagung zur Alemannischen Dialektologie in Augsburg (29. September bis 3. Oktober 1999) (Sprache – Literatur und Geschichte 19). Heidelberg 2000, S. 99–120.
- Graser, Helmut: Grundlegendes zur Frühgeschichte des deutschsprachigen Buchdrucks. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur Online. http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=2904 [03.12.2009 / 23.09.2011]. [Rezension zu Fujii, Akihito: Günther Zainers druckersprachliche Leistung. Untersuchungen zur Augsburger Druckersprache im 15. Jahrhundert. Tübingen 2007.]
- Graser, Helmut: Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit – die Stimme der einfachen Leute in der Stadt der Frühen Neuzeit? In: Elspaß, Stephan / Negele, Michaela (Hrsg.): Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit (Sprache – Literatur und Geschichte 38). Heidelberg 2011, S. 15–48.
- Habermann, Mechthild: Die Sprache der »Melusine« im Basler Erstdruck Bernhard Richels. In: Schnyder, André / in Verbindung mit Ursula Rautenberg (Hrsg.): Thüring von Ringoltingen. Melusine (1456). Nach dem Erstdruck Basel: Richel um 1473/74. Bd. 2: Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006, S. 101–113.
- Hartweg, Frédéric: Die Rolle des Buchdrucks für die frühneuhochdeutsche Sprachgeschichte. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2). 2. vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. 2. Teilbd. Berlin / New York 2000, S. 1682–1705.
- Hartweg, Frédéric / Wegera, Klaus-Peter: Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit (Germanistische Arbeitshefte 13). 2., neu bearb. Aufl. Tübingen 2005.
- Hoffmann, Walter: Zur Frage nach der sprachlichen »Progressivität« des Buchdrucks im frühen 16. Jh.: Untersuchungen zum Fall Köln. In: Mattheier, Klaus J. / Nitta, Haruo (Hrsg.): Sprachwandel und Gesellschaftswandel – Wurzeln des heutigen Deutsch. Studien des Deutsch-Japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung. München 2004, S. 131–160.
- Janota, Johannes: Von der Handschrift zum Druck. In: Gier, Helmut / Janota, Johannes (Hrsg.): Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Wiesbaden 1997, S. 126–133.
- Jellinek, Max Hermann: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Bd. 1: Heidelberg 1913. Neudruck Heidelberg 1968.
- Kettmann, Gerhard: Die kursächsische Kanzleisprache zwischen 1486 und 1546. Studien zum Aufbau und zur Entwicklung (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur, Reihe B, 34). Berlin 1967.
- Kettmann, Gerhard: Städtische Schreibzentren und früher Buchdruck (Beispiel Wittenberg): Medienwandel und Graphematik. In: Große, Rudolf / Wellmann, Hans (Hrsg.): Textarten im Sprachwandel – nach der Erfindung des Buchdrucks (Sprache – Literatur und Geschichte 13). Heidelberg 1996, S. 69–76.
- Klein, Thomas u. a. (Hrsg.): Hermann Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Aufl. Tübingen 2007.
- König, Werner: dtv-Atlas Deutsche Sprache. 16., durchges. und korr. Aufl. München 2007.

- Künast, Hans-Jörg: »Getruckt zu Augspurg«. Buchdruck und Buchhandel in Augsburg zwischen 1468 und 1555 (Studia Augustana 8). Tübingen 1997.
- Künast, Hans-Jörg: Auff gut verstentlich Augspurger Sprach – Anmerkungen zur »Augsburger Druckersprache« aus der Sicht des Buchhistorikers. In: Große, Rudolf / Wellmann, Hans (Hrsg.): Textarten im Sprachwandel – nach der Erfindung des Buchdrucks (Sprache – Literatur und Geschichte 13). Heidelberg 1996, S. 9–15.
- Künast, Hans-Jörg: Entwicklungslinien des Augsburger Buchdrucks von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. In: Gier, Helmut / Janota, Johannes (Hrsg.): Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Wiesbaden 1997, S. 3–21.
- Künast, Hans-Jörg: Wie Sprachwissenschaft und Inkunabelforschung von einander profitieren können am Beispiel von Günther Zainer. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 65 (2010), S. 232–235. [Rezension zu: Fujii, Akihiko: Günther Zainers druckersprachliche Leistung. Untersuchungen zur Augsburger Druckersprache im 15. Jahrhundert (Studia Augustana 15). Tübingen 2007.]
- Ludwig, Otto: Geschichte des Schreibens. Bd.1: Von der Antike bis zum Buchdruck. Berlin 2005.
- Meissburger, Gerhard: Urkunde und Mundart. In: Maurer, Friedrich (Hrsg.): Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 17). Freiburg 1965, S. 47–103.
- Meurders, John: Zum System der Vokalgraphie und der nichtalphabetischen Graphe im Bairischen um 1600 am Beispiel des Aegidius Albertinus (1560–1620). Nijmegen 2001.
- Meurders, John: Zum System der Konsonantengraphe im Bairischen um 1600 am Beispiel des Aegidius Albertinus (1560–1620). Aachen 2008.
- Mihm, Arend: Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse bei der frühneuzeitlichen Standardisierung. In: Berthele, Raphael u. a. (Hrsg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen (Studia Linguistica Germanica 65). Berlin 2003, S. 79–110.
- Mihm, Arend: Zur Geschichte der Auslautverhärtung und ihrer Erforschung. In: Sprachwissenschaft 29 (2004), S. 133–206.
- Mihm, Arend: Frühneuzeitliche Sprachmodernisierung und Sprachspaltung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 74 (2007), H. 2–3, S. 241–265.
- Mihm, Arend: Sprachwandel im Spiegel der Schriftlichkeit. Studien zum Zeugniswert der historischen Schreibsprachen des 11. bis 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. u. a. 2007.
- Mihm, Arend: Mehrsprachigkeit und Sprachdynamik im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Moulin, Claudine u. a. (Hrsg.): Sprache in der Stadt. Akten der 25. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung, Luxemburg, 11. bis 13. Oktober 2007 (Germanistische Bibliothek 36). Heidelberg 2010, S. 11–54.
- Moser, Virgil: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Bd. 1, 1. Hälfte. Heidelberg 1929.
- Moser, Virgil: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Bd. 1, Teil 3, 2. Hälfte. Heidelberg 1951.
- Moulin, Claudine: Der Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie vom 16. bis 18. Jahrhundert. In: Nerius, Dieter (Hrsg.): Deutsche Orthographie. 4., neu bearb. Aufl. Hildesheim u. a. 2007, S. 301–320.
- Müller, Johannes: Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. (Erstdruck 1881). Mit einer Einführung von Monika Rössing-Hager. Hildesheim 1969.
- Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): Romane des 15. und 16. Jahrhunderts nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1). Frankfurt a. M. 1990.
- Noordijk, Dirk Gerardus: Untersuchungen auf dem Gebiete der kaiserlichen Kanzleisprache im XV. Jahrhundert. Tilburg / Gouda 1925.
- Painter, Sigrid D.: Die Aussprache des Frühneuhochdeutschen nach Lesemeistern des 16. Jahrhunderts (Berkeley insights in linguistics and semiotics 1). Bern 1989.
- Penzl, Herbert: Frühneuhochdeutsch (Germanistische Lehrbuchsammlung 9). Bern 1984.
- Rautenberg, Ursula: Die »Melusine« des Thüring von Ringoltingen und der Basler Erstdruck des Bernhard Richel. In: Schnyder, André / in Verbindung mit Ursula Rautenberg (Hrsg.): Thüring

- von Ringoltingen. *Melusine* (1456). Nach dem Erstdruck Basel: Richel um 1473/74. Bd. 2: Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006, S. 61–100.
- Ravida, Fausto: Zur morphembezogenen Variation in den Rechnungsbüchern der Stadt Luxemburg (1388–1500). In: Moulin, Claudine u. a. (Hrsg.): *Sprache in der Stadt. Akten der 25. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung, Luxemburg, 11. bis 13. Oktober 2007* (Germanistische Bibliothek 36). Heidelberg 2010, S. 331–351.
- Reifsnnyder, Kristen: *Vernacular versus emerging standard: an examination of dialect usage in early modern Augsburg (1500–1650)*. Madison, Diss. University of Wisconsin 2003.
- Rössler, Paul: *Schreibvariation, Sprachregion, Konfession. Graphematik und Morphologie in österreichischen und bayerischen Drucken vom 16. bis ins 18. Jahrhundert* (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 35). Frankfurt a. M. u. a. 2005.
- Ruge, Nikolaus: *Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen im Deutschen 1500–1770* (Germanistische Bibliothek 19). Heidelberg 2004.
- Schirokauer, Arno: *Der Anteil des Buchdrucks an der Bildung des Gemeindeutschen*. In: *Deutsche Vierteljahrsblätter* 25 (1951), S. 317–350.
- Schneider, Karin: *Berufs- und Amateurschreiber. Zum Laien-Schreibbetrieb im spätmittelalterlichen Augsburg*. In: Janota, Johannes / Williams-Krapp, Werner (Hrsg.): *Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts* (Studia Augustana 7). Tübingen 1995, S. 8–26.
- Schubert, Martin J. (Hrsg.): *Der Schreiber im Mittelalter*. In: *Das Mittelalter* 7 (2002), S. 3–182.
- Schubert, Martin J.: *Versuch einer Typologie von Schreibereingriffen*. In: *Das Mittelalter* 7 (2002), S. 125–144.
- Stichlmair, Tim: *Stadtbürgertum und frühneuzeitliche Sprachstandardisierung. Eine vergleichende Untersuchung zur Sprachentwicklung der Städte Emmerich, Geldern, Nimwegen und Wesel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert* (Studia Linguistica Germanica 94). Berlin / New York 2008.
- Stopp, Hugo: *Verbreitung und Zentren des Buchdrucks auf hochdeutschem Sprachgebiet im 16. und 17. Jahrhundert. Fakten und Daten zum organischen Werdegang der Entwicklungsgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache*. In: *Sprachwissenschaft* 3 (1978), S. 237–261.
- Stopp, Hugo: *Das in Augsburg gedruckte Hochdeutsch. Notwendigkeit, Stand und Aufgaben seiner Erforschung*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 98 (1979), Sonderheft, S. 151–172.
- Voeste, Anja: *Orthographie und Innovation. Die Segmentierung des Wortes im 16. Jahrhundert* (Germanistische Linguistik Monographien 22). Hildesheim u. a. 2008.
- Weber, Hildegard: *Venlo – Duisburg – Essen. Diatopische Untersuchungen zu den historischen Stadtsprachen im 14. Jahrhundert* (Germanistische Bibliothek 14). Heidelberg 2003.

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.1515/9783110260502.163

URN: urn:nbn:de:hbz:464-20201208-130914-2

Mihm, Arend: Druckersprachen und gesprochene Varietäten. Der Zeugniswert von Bäumlers »Melusine«-Druck (1474) für eine bedeutende Frage der Sprachgeschichte.

In: *Zeichensprachen des literarischen Buchs in der frühen Neuzeit : die „Melusine“ des Thüring von Ringoltingen / Rautenberg, Ursula; Künast, Hans-Jörg; Habermann, Mechthild; Stein-Kecks, Heidrun (Hrsg.). Berlin [u.a.] : De Gruyter, 2013 - eISBN 9783110260502. <https://doi.org/10.1515/9783110260502>, S. 163 - 203*